









Gemeinnützige

Aufsätze

für

Gesunde und Kranke

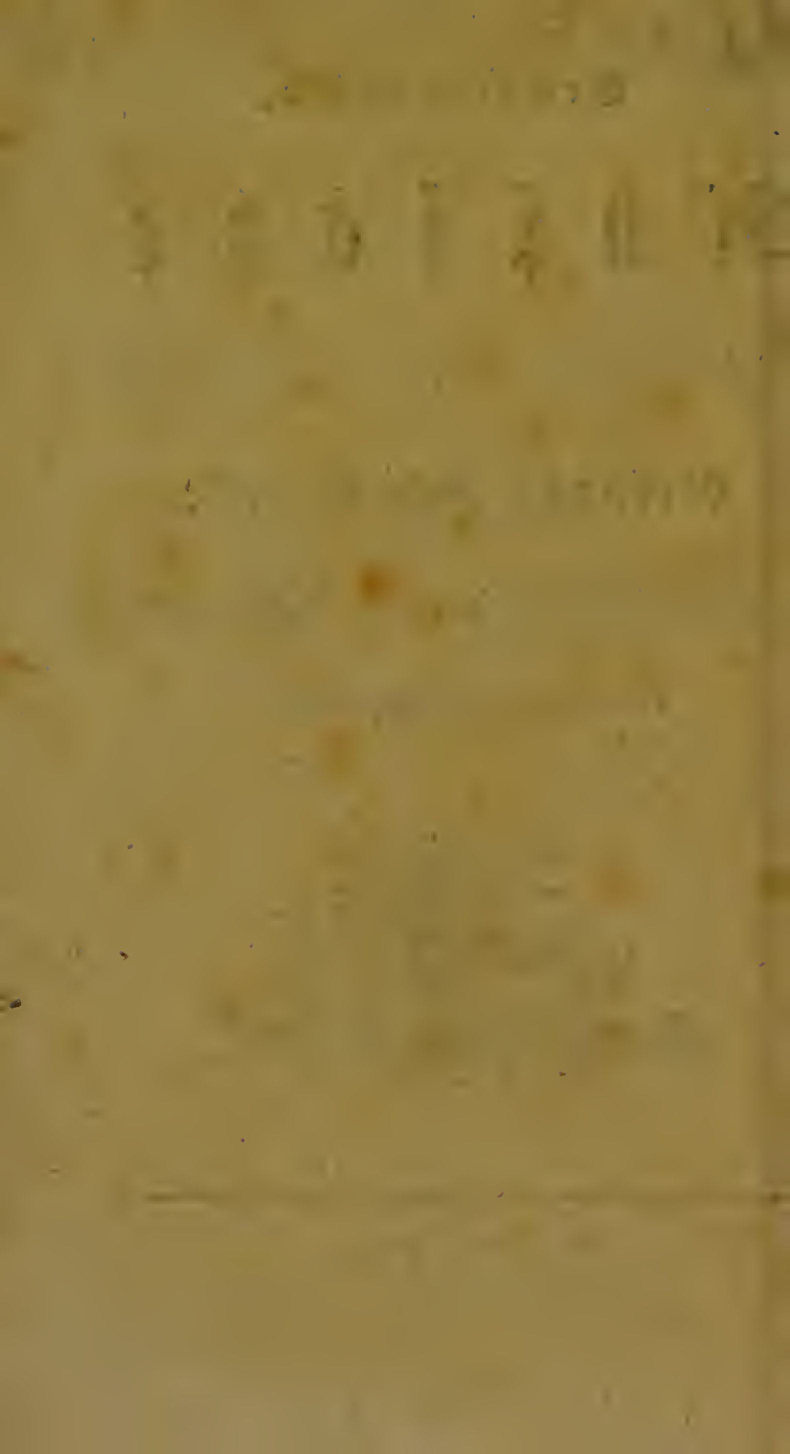
aus

dem Reiche der Arzneikunde.



Berlin, 1783.

In Commission bei S. F. Hesse.



Medicinische Unterhaltungen.

Eine Wochenschrift für Gesunde und Kranke.



August und Herbstmond.

Berlin, 1781.
gedruckt bey Joh. Friedr. Bergemann.





Ankündigung.

Ohne gerade mir, dem Herausgeber der Schrift, die hier angekündigt wird, ein mich doch allenfals mit einschliessendes Kompliment zu machen, bleibt das Urtheil mehrerer Männer von Gültigkeit wahr, daß vor den übrigen Ständen der Gelehrsamkeit Aerzte mit ihrem Fache noch am mehrsten eine aufs mindeste oberflächliche Uebersicht vieler andern verbinden. Vorausgesetzt, daß der Arzt seine Kunst nicht für Tagelohn treibt, daß ihn wirklich der Trieb belebt, innerhalb seinem Kraise des Guten so viel als möglich zu bewirken, und der Klagen der Menschheit dagegen so wenig als möglich zu machen, muß es ihm allerdings am Herzen liegen, sich das uneingeschränkte Vertrauen derer zu erwerben, die doch eins ihrer edelsten Güter seinen Händen überlassen sollen. Die Menschen aller Klassen bleiben sich aber darinn gleich, daß sie nur denen am liebsten ihr Herz öffnen, die ihnen am nächsten gestellet sind, oder die doch wenigstens nicht gar weit von ihnen abliegen. Und den Arzt halte ich gerade für den Mann, der so in der Mitte stehet, daß er mit leichter Mühe sich einige Stufen erheben, und wieder ohne Nachtheil einige weiter hinunter treten darf. Er kann also vor allen am leichtesten der Mann für Alle der Freund von Jedermann werden.

Jedermanns Freund zu seyn, ist zwar im engern Verstande nicht löblich. Desto löblicher, denk ich, im weitern Sinn, und in diesem Sinne nehme ich es hier.

Gesunde und Kranke, Vornehme und Geringe, Reiche und Dürftige, suchen den Arzt. Ihnen allen muß er sich von der Seite als Freund bezeigen, daß er ihr wahres Wohl befördert, ihren Wünschen, wenn sie nur vom Vorurtheil, oder von augenblicklicher Empfindung erzeugt sind, nicht begegnet, und ihnen da mit Hülfe zur Hand ist, wo sie oftmals seiner Hülfe nicht zu bedürfen glauben. Dies ist der Charakter eines Freundes im allgemeinen; man prüfe ihn, und er wird jedem Arzt von Kenntniß und Bekanntschaft, die nicht auf Zünfte eingeschränkt ist, beygelegt werden müssen.

Der Arzt hat mit den Freunden überhaupt die gesellige Gefälligkeit gemein; aber er unterscheidet sich von den übrigen Jedermanns Freunden durch seine Bemühungen, das wahre Wohl derer zu befördern, die sich seiner Fürsorge übergeben, und durch die Mittel, die er zu diesem Zweck anwenden darf.

Allein diese Mittel selbst sind von gar verschiedener Art. Der Formelnkrämer wird sie auf eine, geordnete oder ungeordnete, Menge von Arzeneien einschränken. Der medicinische Garkoch wird nach allen Gesetzen der Chemie und Pharmacie, eingerichtete Recepte zu Gesundheitsschokoladen, und

andern

andern medicinischen Speisen angeben. Sein Arzneyschatz ist die Speisekammer, sein Receptirtisch, der Feuerherd, und das Vehikel, das er seinen Verordnungen giebt, besteht in wohlgewürzten Brühen. Der dritte, ein Psychologe, weckt die erschlaften Verdauungswerkzeuge, indem er seine Patienten in Zorn setzt, und ihre eigene Galle zum Reiz gebraucht. Ein Vierter läßt die Krankheit geduldig ihre Rolle ausspielen, und vertreibt unterdessen dem Kranken seine Zeit mit politischen Begebenheiten, Stadthistörchen, oder den Veränderungen seiner Familie.

Indessen liegt in den mehresten dieser Mittel etwas Wahres. Daß sehr viele Krankheiten Gegenmittel verlangen, die wir durchaus nicht von dem Koch erwarten können; daß eben so viele, bey dem sorgsamsten Gebrauch der gewähltesten Arzeneyen, nichts anschlagen, wenn eine zweckmäßig abgeänderte Lebensordnung nicht zu Hülfe kommt; daß ein Arzt, der Seelen- und Menschenkenntniß besitzt, beide sehr vortheilhaft zum Besten seines Kranken anwenden könne; und daß endlich der Kranke doch auch Nahrung für den Inbegrif seiner Gedanken braucht, daß Zerstreuung, Abwechselung der Gegenstände seiner Betrachtungen, endlich der Trost und freundschaftliche Zuspruch eines Mannes, der an den Anblick des Elendes gewöhnt, und doch noch zur Theilnehmung offen ist, Balsam in die schmachtende Seele giessen; wer

hat sich nicht von jenem überzeugt? und von diesem, fals er für ein Heilungsmittel von der Art Empfänglichkeit empfing, nicht selbst die Erfahrung gemacht, und die dankbare Erinnerung davon in seiner Seele zurückbehalten?

Nach diesem allen glaube ich also mich nicht zu irren, wenn ich auch öffentliche Unterhaltungen eines Arztes, über Gegenstände seiner Kunst, dem Publikum für willkommen halte. Ich zeige an, wie ich diese Unterhaltungen einzurichten gedenke, und dann wird die Anzeige selbst den Standpunkt angeben, aus welchem man sie beurtheilen muß.

Meine Leser sollen Gesunde und Kranke seyn. Jene haben Warnung, diese Unterricht und tröstenden Zuspruch nöthig, beyde wünsche ich zu befriedigen.

Es giebt Wahrheiten, die man schon sehr oft gesagt hat, und doch will man immer wieder aufs neue daran erinnert seyn. Die ersten Schriftsteller unsrer Kunst in den hieher gehörigen Zweigen, haben vielleicht nicht alles erschöpft, was sich von dem gemeinnützigen Theil der Heilkunst in die Hände von Jedermann geben läßt; und hätten sie es, so würde selbst das schon von Nutzen begleitet seyn, daß man ihre bereits vergessene Arbeiten, die kaum mit wichtigen Kosten angeschaft werden können, durch eine kleine unmerkliche Ausgabe wieder in viele Hände bringt. Ich will also nicht gerade zu versprechen, etwas Neues zu liefern; es werden dieselben Wahrheiten bleiben, allein ich will sie meinen Lesern vortragen. Selbst ein Sokrates müßte, um dieselben Wahrheiten einzuschärfen, ihnen, wenn er unter uns wieder aufträte, die Modekleidung des Zeitalters geben. Und welcher Sokrates thut es auch nicht?

Zur Sache. Ueberzeugt, daß medicinische Liebhaberei zwar allgemein, aber schädlich sey, will

will ich nach und nach, nicht Heilmethoden und Auswahl von Arzeneyen, sondern Rathschläge für die Erhaltung der Gesundheit angeben, und die gewöhnlichsten Folgen durchgehen, die die Vernachläßigung dieser Rathschläge zu haben pflegt. Ein Feind alles Autosepha, (denn die Wahrheit gewinnt nichts, daß ich, oder ein anderer sie sagt) will ich die Gründe dieser Folgen hinzufügen, die eine genauere Kenntniß der Verrichtungen des Körpers, und eine Geschichte des Eindrucks äusserer Dinge auf denselben voraussetzen. Beyde liegen also offenbar in meinem Entwurf. Ich will mich bemühen, medicinische Vorurtheile, deren es unter uns eine Menge giebt, zu widerlegen, und so viel wie möglich, die Leser, die nicht gerade zu an heftigen Krankheiten darnieder liegen, in den Stand setzen, daß sie ihr diätetisches Verhalten aus dem erkannten besondern Zustande ihres Körpers bestimmen können.

Das will ich für den Gesunden thun. Allein auch den Kranken will ich nicht vergessen. Wer weiß es nicht, wie viel die eindringliche Stimme eines theilnehmenden Freundes vermöge? Wer hat sich nicht gern der Hoffnung und dem Trost überlassen, wenn er aus liebreicher Hand bereitet ward? Wer endlich wird nicht, ermuntert vom Zuruf eines ehrlichen Mannes, der wohl weiß, daß ihm selbst ähnliche Leiden aufbehalten sein können, daß er selbst einmal eben den Schritt zu thun hat, sich Zuversicht sammlen, um mit der Würde, die der menschlichen Natur so wohl stehet, ihrer Zertrümmerung zuzusehen, und den Augenblick heiter abzuwarten, wo er unter ihren Trümmern erliegen wird? — Ich weiß, daß es an Krankenlektüre gebricht. Für den Kranken sind nicht schwere und tief durchgedachte Arbeiten, aber auch ihn kann man belehren, man kann aus seinem vormaligen Verhalten Regeln zur Vorsicht für die Zu-

Zukunft herleiten — Dann zeigt sich auch am Krankenbette das menschliche Elend in allen seinen Gestalten. Möchten viele durch mich denken:

Fremde sei, was menschlich ist,
Weil ich Mensch bin, nimmer mir.
Ach, der Glückliche vergißt,
Daß man weint an seiner Thür.
Seines Glückes übersatt,
Hält er fremden Kummer fern;
Nur wer selbst geweinet hat,
Weint des Mitleids Thränen gern. — —

Der Vortrag hat Faßlichkeit für alle Leser zur Absicht. Aerzte erwarte ich eigentlich nicht unter ihnen, allein es wird mir willkommen seyn, wenn sie in meinen Entwurf einschlagen, und seine Nutzbarkeit befördern wollen.

Hätten einige Leser dem Herausgeber etwas zu hinterbringen, so wird das Königliche Hofpostamt ihre Bestellungen unter der Addresse: An den Verfasser der medicinischen Unterhaltungen richtig befördern.

Allein ich erkläre zugleich ein für allemal aufs feierlichste: daß ich mich durchaus und ohne Ausnahme in keine Privatstreitigkeit einlassen; hingegen jede gesittete und gegründete Erinnerung, nach gewissenhafter Prüfung benutzen werde.

Der Anfang dieser Schrift wird vom August d. J. an gerechnet. Es erscheinet jeden Sonnabend ein Blatt, und wird, ausser dem Königl. Hofpostamt, von Commissionärs verkauft, die durch die Zeitungen bekannt gemacht werden sollen.

Ich lasse die Schrift auf meine Kosten drucken. Indessen werde ich doch vor der Hand noch kein Abonnement eröffnen; nur der Erfolg wird mich bestimmen, Abonnenten Vortheile zuzugestehen. Vor der Hand wird bis dahin jedes einzelne Stück für zwey Groschen gegeben.
Berlin, den 2. August 1781. Der Verfasser.

Medicinische Unterhaltungen.

Erstes Stück.

Berlin, den 4ten August 1781.

Ueber die Wahl des Arztes.

Die Sorglosigkeit, womit manche Kranke ihre Gesundheit und ihr Leben dem Willkühr des ersten besten Arztes überlassen, ist um nichts geringer, als der Leichtsinn, mit welchem sich oft ein junges unerfahrnes Frauenzimmer in die Arme eines Liebhabers wirft. Es bedenkt nicht, welch ein Gut es den Händen vielleicht eines Verführers, oder eines Unwürdigen anvertrauet. Es fühlt nur das Bedürfniß geliebt zu seyn, und gewöhnt von je an, seinem Gefühl, nicht festen durch genauere Prüfung erkannten Grundsätzen zu folgen, dünkt ihm der erste, der sich in seine Launen schickt, der rechte Mann zu seyn, durch den es seine Wünsche erfüllt sehen soll. Hätte das Frauenzimmer jemand um sich, der theilnehmend genug, und dabey fähig wäre, das bereits vorhandene Gefühl durch eine neu erzeugte stärkere Empfindung zu unterdrücken, der Eindruck müßte nicht fehlen können. Sehr viele

Kranke sind in dem Fall des Frauenzimmers. Sie bedürfen der Hülfe der Heilkunst, ihre Schmerzen verlangen sie, und nun nur Hülfe, Hülfe! gleich viel von wem? wodurch? nur Hülfe! Es erscheint ein Mann, sein Beiname zeigt an, daß er sollte helfen können. Ob ers kann, oder ob er nur den Namen führt, wer kann es sogleich untersuchen? Wer giebt sich die Mühe, es zu untersuchen?

Und doch kann es niemandem gleichgültig seyn, bei wem er den Schatz seines Lebens und seiner Gesundheit niederlegt. Man prüft alle Sicherheiten vorher genau, eh man ein Kapital weggiebt. Allein, ob der Mann, in dessen Verwahrung die Gesundheit gegeben wird, auch in guten Umständen, ob er ein guter Wirth sei, ob er, was man ihm vertrauet, fein zu rathe hält, daran liegt vielen sogar wenig, daß man sie füglich mit gewissen Frauenzimmern vergleichen kann, die ihre Person jedem Unzüchtigen, der sich anmeldet, Preis geben.

Freilich kann man von den Kranken nicht verlangen, daß sie selbst sollen ihren Arzt prüfen können. Dieser Prüfungsgeist ist oft nicht einmal das Theil derer, auf welche er doch ex officio gelegt seyn sollte. Und dennoch hängt sehr viel von einer guten Wahl ab, und es ist sogar durchaus nöthig, daß man selbst wähle.

Wir wollen hier gemeinschaftlich die äussern und innern Kennzeichen eines guten

Arz-

Arztes aufsuchen, und bey beiden die wahren von den falschen trennen. Wir machen mit jenen den Anfang.

Das erste, wonach man den Arzt beurtheilt, sind seine praktischen Geschäfte. Wohl, ich schlage mit beiden Händen ein, denn Handeln macht den Mann. Allein man wird doch wohl nicht auf die Menge der Geschäfte, sondern auf ihre besondere Art, und ebener massen auf die besondere Weise sehen, wie sich der Mann dabey nimmt.

Die Menge der Geschäfte kann wohl kein wesentliches Kenntzeichen des guten Arztes seyn, das Publikum müßte weniger gleich dem Rohre vom Winde bewegt werden; der Kopist, der für viele abschreiben muß, wäre dann einsichtsvoller, wie der einzelne Rath, dem er mit abschreibt, und der Scharlatan, zu dessen Bühne der Pöbel bei tausenden läuft, nicht wahr? der wäre dann doch der geschickteste Arzt?

So ist es denn der alte Arzt, vorzüglich vor allen übrigen, den wir wählen müssen. Er ist, freilich auf Unkosten anderer, durch Schaden weise geworden, er hat viel Unheil gesehen, vieles selbst angerichtet, und wird es also nun um so eher vermeiden. Sein Kirchhof ist voll, und es ist doch unwahrscheinlich, daß ein Mann von einigem Beobachtungsgeist nicht sollte gelernet haben: daß, wenn neun hundert neun und neunzig Menschen unter einerley Umständen starben, diese

Methode bei mir dem tausendsten Kranken der-
selben Gattung wohl keine Statt finden kön-
ne. Ich will hier nicht anführen, daß ein
höheres Alter für den Arzt nicht das bequem-
ste sey; ich will nichts von der ängstlichen
Genauigkeit sagen, die bey alten Aerzten oft
überaus weit geht, wie bey Stahl, der sich
zuletzt kaum getraute, eine Abführung von
Rhabarber zu geben. Nein, keiner ist wohl
von dem Werthe der Erfahrung überhaupt
mehr überzeugt, als ich, der mittelbaren so
wohl als der unmittelbaren. Sie ist die
Grundlage des ganzen Gebaudes, alle Ver-
nunftschlüsse fallen, ohne ihre Stütze, über den
Haufen. Und nicht blos die Erfahrung
andrer, unsere eigene hat diesen Werth:
je öfter ein Fall in dem Kraise der unsriger
liegt, je besser kennen wir ihn nach seinen Sei-
ten, und es wäre doch sicher unsere Schuld:
wenn wir nicht Eine Schwäche, wo man zu
kommen könnte, entdeckt haben sollten. All
Achtung also für die ältere Erfahrung, ich
huldige ihr vom innersten Herzen. Allein
wenn die Erfahrung blos das Vorzugsrech
giebt, und dieses Recht doch blos dem Alte
eignet; wenn nichts voraus geschickt werden
muß, nicht z. B. auch die Fähigkeit di
Dinge zu sehen wie sie sind, nicht das m
dem Gefühl des Wahren von der Natur be
gabte Genie, nicht der durch Grundsätze, di
aus der Empfindung abgeleitet, und end
lich von dem höhern Verstande immer allge
meine

meiner gemacht worden, ausgebildete Beob=
achtungsgeist; wahrlich, ich trüge von heute
an meinen Huth, den mir die Fakultät gab,
auf dem Kopf; allein das Buch, so sie dabey
legte, würfe ich von mir, weit von mir; reich
an Erfahrung, wie die beym Schweißabtrock=
nen altgewordene Krankenwärterin hätte ich
weiter keinen Vorzug vor ihr.

Ich nehme hier blos dasjenige, was den
Leuten einen Arzt am häufigsten, und mit
scheinbarem Rechte empfielt. Und nicht im=
mer sind einmal die Gründe, die die Wahl
bestimmen, so scheinbar. Familienumstände
und viel andre Nebendinge sind, wie nur zu
bekannt ist, gar oft der einzige Beweis, daß
man in keinen andern Arzt sein Vertrauen
setzen dürfe.

Ein andrer Arzt hat schöne aussermedici=
nische Kenntnisse, oder er hat geschrieben,
er weiß eine Gesellschaft gut zu unterhalten,
sehr gelehrt zu thun, seine Kollegen auf eine
hübsche Art herum zu nehmen, ohne daß es
Tadel zu seyn scheint. „Wären Sie bey mir
gekommen, giebt er zu verstehen, Ihr
Freund lebte noch, oder Sie hätten den Zu=
fall nicht.„ Wieder ein andrer ist der Bei=
stand eines großen Herrn; oder leistet beson=
ders in diesem oder jenem Theil der Arzney=
kunst mehr wie gewöhnlich. Vorurtheile,
die gemein sind, und angezeigt werden müssen.

Die ausübende Heilkunde setzet aller=
dings vieles voraus; einmal aber hat doch

auch ein jedes Fach seine Gränzlinie, und der Kunst kann es nichts nützen, wenn ein Arzt ausser dieser Linie sich angebauet hat. Münzenkenntniß, litterarischer Ruhm, Archäologie, geben dem Arzte als Arzte nicht den mindesten Zusatz von Werth, und soll ich es sagen? ich würde mich dem Mann nicht vertrauen, der bey dem ausgebreiteten Umfange der Arzneywissenschaft Musse genug zu haben glaubet, entfernte Gegenden anzubauen. Was würde man von dem Eigenthümer denken, der viele Güter im Lande besässe, durch derer nützliche Einrichtung er ein reicher und geachteter Mann werden würde, und der alle diese Felder unbearbeitet liegen liesse, für einen Meierhof, den er in Frankreich oder Spanien erkauft?

Ich komme zu dem Schriftsteller. Es giebt der Buchmacher, wie sie die Engeländer nennen, überhaupt zwo Gattungen, die guten und die schlechten. Es kann jemand ein schlechtes Buch geschrieben haben, und ein guter Arzt seyn. Umgekehrt kann jemand ein gutes Buch schreiben, und doch darum im praktischen Fach nichts mehr leisten. Das leuchtet von selbst ein. Indessen hat das allgemeine Urtheil, wenn es vom Schriftsteller auf den Arzt übertragen wird, etwas für sich. Man glaubt, daß der Mann, der sich hier als einen denkenden Kopf gezeigt hat, eben dasselbe Gefühl des Wahren mit ans Krankenbette bringen werde.

Leider

Leider beweisen tägliche Erfahrungen das Gegentheil. Wer weiß nicht, wie viel Entschlossenheit der Arzt brauche; in Einem Augenblicke gilt es oft um Leben oder Tod. Und nun folgt doch gar nicht, daß dieser Mann, der auf der Studierstube, am Schreibepult, im Bezirk seiner rathgebenden Bibliothek, die möglichen Fälle genau gegen einander abzuwägen, und nach dem Uebergewicht der Gründe den Punkt der Wahrheit zu treffen weiß, dieselbe Fertigkeit bey der schnellern Ausübung eben zeigen werde. Der General, der die beste Disposition macht, führt oft schlecht genug aus, und umgekehrt. Gegenwart des Geistes und dies angebohrne Gefühl des Wahren, das die Natur nicht vielen Menschen ertheilte, erlernen sich nicht im Musäum, und können auch nicht nach den Früchten des Musäums beurtheilet werden. Wenn wir uns also darein vereinigen, daß ein Arzt darum, weil er ein Buch gemacht hat, noch kein guter Arzt seyn müsse, so können wir doch auch nicht umhin, anzuzeigen, daß es bey Aerzten von längerer Erfahrung immer einen gewissen Mangel verrathe, wenn sie nicht auch öffentlich von ihrem Verfahren Rechenschaft zu geben wissen, oder der Welt die merkwürdigen Fälle, die nicht jedem aufbewahrt sind, vorenthalten.

So lange die Bescheidenheit eine Tugend ist, wird der allgemeine Tadler nicht

der Mann seyn, der zu empfehlen ist. Er handle, er mache es besser, und wir, die doch Augen haben, werden seinen erkannten Vorzügen die Belohnung unsers Beyfalls nicht versagen. Wer uns aber alle Augenblick an sein oft sogar geringfügiges Verdienst erinnern will, wer es gar auf Unkosten andrer thut, hat das lateinische Sprüchwort gegen sich: daß ein guter Wein keines aushängenden Epheustrauchs bedürfe. Eine gute Waare findet ihre Käufer, ohne sie herbey zu rufen. Wie will überhaupt ein Mann, der keinem Gerechtigkeit widerfahren läßt, verlangen, daß wir ihm anders begegnen, als er zu thun gewohnt ist? Wer sich alle Menschen verächtlich denkt, oder alle andre Menschen gegen sich herunter setzet, muß sich gefallen lassen, daß wirs mit ihm eben so machen. Ein Mann von eignem innern Verdienst wird es gern an andern erkennen, und sich allemahl freuen, Gefährten auf seiner Laufbahn zu haben.

Daß es Männer giebt, die sich einen einzelnen Theil der Arzneywissenschaft zu bearbeiten vorsetzen, gereicht der Kunst zum größten Vortheil; es ist ein Werk, welches der rühmlichsten Bemerkung werth ist. Allein es wäre Unrecht, wenn ich den arbeitsamen Landmann, der eine Maulbeerplantage angelegt, oder einen Graben um seine Felder gezogen, oder eine lebendige Hecke gepflanzt hat, nun sogleich für fähig hielte,

hielte, die Aufsicht über alle Gegenstände und Zweige der Landwirthschaft zu tragen. Eben so mit dem Arzt. Willkommen sey der Arzt, der einzelne Theile umschaft; der sich ausschliessend dem Geschäft der Zergliederung, oder der Scheidekunst, oder den mit der eigentlichen Naturgeschichte verwandten Zweigen der praktischen Heilkunde widmet. Nur macht diese ausschliessende Auktorität, die er sich in einem Theile erworben, ihn noch nicht allein fähig, dem Ganzen vorzustehen, und es ist sehr leicht möglich, daß der Anatom, der die wichtigsten Entdeckungen über das Geschäft des Athemhohlens und der Erzeugung gemacht hat, kein Recept schreiben, und der Scheidekünstler, der die Arzeneyen in ihre Bestandtheile zerlegt hat, keine Faser von den Werkzeugen kennt, auf welche diese Bestandtheile doch wirken sollen.

Man könnte sich nicht so auffallend in der Wahl seines Arztes vergehen, wenn man ein wenig von dem Zweck der Wahl unterrichtet wäre. Ich habe bisher die Gründe angeführt, die gewöhnlich die Wahl zu bestimmen pflegen; ich setze nun auch diejenigen hinzu, welche sie bestimmen sollten.

Ich will mich mit meinen Lesern einmal ans Krankenbette denken. Wir brauchen hier nicht einen kritischen und verwickelten Fall anzunehmen. Wir wollen nur zusehen, was eigentlich ein Arzt, den wir rufen lassen, nach unsrer Absicht thun soll? Zuförderst, er

soll uns heilen, er soll die Krankheit vertreiben, und uns unsre Gesundheit zurück geben. Wie wird dieses zu bewerkstelligen seyn? Man kann nicht eher auf einen Feind losgehen, ehe man nicht weiß, ob einer da ist; und man wird es, bey einiger Vorsicht, nicht eher thun, als bis man die Stärke und die Schwäche dieses Feindes erkannt hat. Wie viel wird aber nicht erfodert, um diesen gegenwärtigen Zustand richtig zu bestimmen. Freilich, der Anblick, die sinnliche Untersuchung, können viel Umstände angeben; aber nicht alle. Wir Kranke sind vielleicht allein im Stande, durch eine treue Erzählung Licht zugeben, wenn man uns auszufragen weiß. Allein die Kunst des Abfragens ist fürs erste schwer, und doch gewiß nöthig. Ich setze daher sie als die erste wahre äussere Eigenschaft eines guten Arztes voraus. Diese Eigenschaft wird man an einem Arzt entdecken, wenn man ihn auch ausser der Krankenstube findet. Sie setzet eine gewisse Menschenfreundlichkeit, ein liebreiches und zuvorkommendes Wesen, eine Fertigkeit, sich nach den gewöhnlichen Begriffen herunter zu stimmen voraus. Ohne Fragen kann durchaus der Arzt sich nicht behelfen; allein es ist klar, daß man dem Arzt, der gar nichts fragt, auch nichts antwortet, und über den, der nun gar unmanierlich ist, mit einer Grobheit, die fälschlich für altteutsche Biederart genommen wird, fragt, verdrieslich wird, und ihm nicht

viel

viel mehr antwortet. Wenn ich für Aerzte schriebe, würde ich manches über die Fragekunst hinzusetzen, allerdings macht die Verschiedenheit der Gemüther eine Abänderung in der Ausübung nöthig; ich habe selbst wohl Kranke gehabt, von denen ich auf eine bescheidene und liebreiche Weise nichts erhielt, und die, sobald ich ungestüm zu werden, nach der Erforschung ihrer Gemüthsart, für nöthig fand, die geduldigsten und folgsamsten wurden. Im Allgemeinen giebt es dieser Starrköpfe denn doch nur wenige. — Eine zweyte äussere **Eigenschaft** ist der **Ernst**. Freilich muß er nicht ausarten, allein wer alles mit **Leichtsinn** behandelt, wird auch alles zu leicht behandeln, und am Krankenbette mit Scherzen um sich zu werfen, und den launigten Bonmotisten zu machen, mag ein leichtsinniges Gemüth vielleicht unterhalten, uns andern aber fällt es auf; wir wünschen einen Mann, der uns zwar artig behandelt, bey dem man aber nicht fürchten muß, daß er nicht seine ganze Betriebsamkeit und Ueberlegung anwende. Und ich denke, wir haben Recht. Die Krankheit läßt sich so wenig wegscherzen, als wegkomplimentiren, oder wegmurren. Drittens, er sey theilnehmend. Man verlangt zwar oft vom Arzte zu viel, wenn man ihm zumuthet, daß er die, oft eingebildeten Schmerzen, so ganz mit empfinde, wie sie der milzsüchtige Patient, oder die mit Dünsten geängstete Dame empfindet.

Der

Der Arzt ist freilich an den Anblick des Elends gewöhnt, es wird ihm nach und nach alltäglich, er hat das seltenstemahl das Gefühl der Freundschaft für den Kranken, und, wenn er moralisiren wollte, würde er vielleicht finden, daß die menschliche Gesellschaft mehr gewinnen würde, wenn er einen Kranken dem Willkühr der Natur überliesse, als wenn er die Kunst aufbietet, einen Bösewicht zu retten. Allein er ist einmal kein Richter, weder göttliche noch weltliche Gesetze wollen ihn zum Vollstrecker ihrer Sprüche, und diese letztern sind milde genug, selbst dem Missethäter, der den Tod leiden soll, medicinische Beihülfe angedeihen zu lassen. Aber es stößt doch auch zurück, und unterdrückt das so viel, werthe Vertrauen, wenn sich ein Arzt aus unsrer Noth gar nichts zu machen scheint, wenn er uns mit Scherz zu heilen denkt, wo wir so lebhaft empfinden, oder meint, mit einem kommandirenden Machtspruch, im Basse ausgestossen, die Krankheit zu zwingen, daß sie sogleich das Gewehr strecke. Die vierte äussere Eigenschaft ist moralisch. Nimmermehr möchte ich doch einen Mann, der unkeusch lebt, oder gewohnt ist, unzüchtige Reden zu führen, der seinen freilich nöthigen Untersuchungen nach gewissen natürlichen Umständen nicht das Gewand der Sittsamkeit zu geben weiß, bey meiner Frau oder meiner Tochter einführen. Die Wohlthat, die ich ihm, wenn sie genesen, zu verdanken hätte,

hätte, würde geringer seyn, als das Böse, das er mir zufügt; er hätte den Körper geheilt, und ihre Seele mit dem krankhaftesten aller Gifte angesteckt. Ein Arzt sey geizig, gut, ich werde ihn befriedigen; er sey stolz, ich werde mich darnach bequemen; er sey herschsüchtig, verläumdrisch, argwöhnisch, unmanierlich; ich vergebe ihm alles, so sehr ich auch diese Fehler an ihm tadle; aber er sey durchaus im Leben und am Krankenbette sittsam, oder ich verschliesse meine Thür vor ihm, damit die Unschuld nicht erröthen möge.

Ein Mann, mit diesen vier äussern Eigenschaften vor das Bette meiner kranken Leser oder Leserinnen gestellt, hat nichts gegen sich, das sie abhalten könnte, ihm ihr Vertrauen zu geben. Ich bin nicht zu strenge gewesen, ich habe keinen vollkommnen Arzt geschildert, es giebt vielmehr Aerzte, die weit mehr Eigenschaften, die den guten Arzt machen, in sich vereinigen. Ich wollte ja kein Ideal abzeichnen, sondern nur schlecht und recht entwerfen, auf wen allein unsre Wahl fallen müsse.

Allein es giebt freilich noch dringendere Foderungen an den Mann, der uns heilen soll. Wir wollen auch diese liquidiren und dann uns nach den Kennzeichen umsehen, woran wir erkennen, daß er ihnen werde genügen können. Also nun von den innern Eigenschaften.

Ein für allemal setze ich voraus, daß eine genaue Kenntniß der Verrichtungen und

Ge-

Geschäfte des Körpers beym Arzt nöthig sey. Wie will man mein Herzklopfen, meine Engbrüstigkeit, meinen sogenannten schwachen Magen kuriren, wenn man nicht weiß, was zur natürlichen Bewegung des Herzens, zum ungehinderten Athemhohlen, und zum ganzen Geschäfte der Verdauung, in Absicht der Beschaffenheit der Theile, in Absicht des zu bewegenden Bluts, der einzuathmenden Luft, und der zu verdauenden Speisen, endlich auch in Absicht der Art, wie diese Verrichtungen vollzogen werden müssen, von der Natur für eine Einrichtung getroffen wurde? Und wenn mein Körper gegenwärtig nun von diesen Gesetzen abweicht, so müssen doch die gewöhnlichsten Abweichungen, nach ihren Erscheinungen und Ursachen, dem Mann bekannt seyn, der ja bestimmen soll, welche von allen bey mir krankem Mann statt finden. Dies ist die große Axe, um welche sich die Kunst vorzüglich drehet; hier ist eben das praktische Genie, dis durch sorgsame Kunst ausgebildete Geschenk der Natur, nöthig, sonst würde der Arzt doch wahrscheinlich von der überaus beträchtlichen Menge möglicher Fälle auf den Unrechten treffen. Mancher Arzt hat hierinn ein ihm zur andern Natur gewordnes Gefühl, das ihn richtig leitet, wovon er sich oft aber selbst keinen entwickelten und auseinandergesetzten Grund anzugeben weiß; er schließt, er schließt bindig, aber seine Vordersätze bestehen aus der Verbin-

dung

dung dunkler Begriffe, die er nicht gewohnt ist, sich ins Licht zu setzen.

Allein ein kluger Mann bleibet doch nicht bey dem Punkt stehen, wohin ihn der Zufall einmal geworfen hat, er erhebt sich vielmehr, und sieht um sich, was er entdecken könne, nahe bey, oder auch entfernt, das Bezug auf ihn nehmen wird. Wenn ich drey einzelne Zahlen habe, so bin ich freilich meiner Sache gewiß, indem ich sie fand; allein aus diesen Zahlen können verschiedne andere entstehen; sie können addirt, sie können eine mit der andern vermehrt, eine von der andern abgezogen werden, und ich werde immer ein verschiednes Resultat erhalten. So wie der Meßkünstler aus zwey gegebenen Winkeln und einer Linie, oder aus einem gegebenen Winkel und zwey Linien, den Inhalt der fehlenden Winkel oder Linien bestimmen kan; eben so ist es uns möglich, die Wahrheit zu treffen, wenn man auch nicht alle die Gründe, die man zur gewissen Ueberzeugung von der Wahrheit braucht, in Händen hat. Allein so wie doch in jenem Fall der Meßkünstler wirklich schon Uebung in der Erfindung des Ganzen aus einigen Theilen haben muß, eben so braucht der Arzt, der aus einigen Zeichen, die die Gründe seines Verfahrens abgeben, den itzigen und künftigen Zustand, als das Ganze, das er bestimmen soll, angiebt, ausser denen Regeln, wonach er handelt, Genie, Kultur und Anwendung. Und so kann er sich allerdings zum Meister von der Zukunft machen; indem er einsieht, wie es ohne ihn kommen werde, steht es in seiner Gewalt, die Krankheit zu lenken, daß es, wie er will, kommen muß. Ob der Arzt dieses Talent besitze, läßt sich allerdings aus der Erfahrung schliessen, ich werde dieses Kennzeichen unten mit angeben.

Unmittelbar steht damit die Richtung der Zeichen in Verbindung. Und nun geschieht in der Natur nichts mittelbar, eine Wirkung auf die Entfernung, des Mondes zum Beyspiel auf den kranken Körper, ist unmöglich. Allein diese Mittel können nimmer dieselben seyn, eigentlich muß dieselbe Ursach dieselbe Wirkung hervorbringen, und doch ist jeder Erfolg, als Wirkung, von den andern Erfolgen verschieden. Folglich muß auch das Mittel, als die nächst angränzende Ursache der Wirkung, nach der Abänderung der Umstände, der Absicht des Gegenstandes, verschieden seyn. Kennen wir auch die besten Zwecke, wissen wir zum Beyspiel, daß im Seitenstechen es besser sey, aller Krise durch die Lösung zuvor zu kommen, als den kritischen Auswurf abzuwarten: so sehen wir doch auch, daß das, was die Krankheit ohne Auswurf heben soll, ein Mittel andrer Art seyn müsse, als dasjenige, welches ihn zu befördern pflegt. Wenn ich auch keinesweges dem Spezifiken der Arzeneyen, und am wenigsten ihrer übermässigen Menge das Wort reden will, so bleibet dennoch eine sehr ansehnliche Zahl Arzeneyen übrig, die ein Arzt in seiner Gewalt haben muß. Und daß er ferner, um nach Gründen zu handeln, und nicht sich und seine Kranken dem Windspiel des Ohngefährs zu überlassen, die beständige Wirkungsart derselben aus ihren Bestandtheilen, aus gewissen durch Erfahrung abgeleiteten Grundsätzen, und durch die unmittelbare Erfahrung selbst müsse geprüft haben, um unser Vertrauen zu verdienen, davon dächte ich, wären doch alle, die ein wenig über das Geschäft der Heilung nachgedacht haben, überzeugt.

Man bemerke dabey, daß die Natur, ohngeachtet der so häufigen durch die verschiedene Theile und Einrichtungen im menschlichen Körper entstandenen Abänderungen, dennoch höchst einfach

fach zu Werke geht So verschieden die Zeichen einer Leberentzündung, einer Nierenentzündung, eines Seitenstechens, einer Bräune, einer Rose sind, so behalten sie doch alle mit einander das Charakteristische der Entzündung bey. Kann seyn, daß die einzelne Beschaffenheit der Theile auch hie und da Abänderungen veranlaßt, und man allerdings darauf zu sehen hat, daß in der Niere der Harn, und in der Leber die Galle, zwo Flüssigkeiten, deren Bestandtheile allerdings verschieden sind, abgeschieden und geseiget werden. Die Entzündung selbst aber giebt doch allen diesen Krankheiten eine überaus wichtige Uebereinstimmung, und warum soll man die Aehnlichkeit der Natur nicht nutzen, und durch einerley Mittel dieselbe Erscheinung heben? Man erkennt hieraus, daß es nicht wohlgethan sey, die Kunst zu künstlich, das Verfahren allzuzusammengesetzt, und die so einfach wirkende Natur unnatürlich zu machen.

Wie bescheiden sind die Foderungen an den guten Arzt eingerichtet. Allein wie viel vergiebt nicht der größte Theil von Kranken an seinem Rechte. Wir kommen nun auf die Kenntzeichen, woraus Leute, die keine Aerzte sind, beurtheilen können, ob in einem Arzte diese innern zur glücklichen Heilung nothwendigen Eigenschaften vorhanden sind.

Wir sehen, daß ein Arzt überall schliessen müsse, und es kommt doch gewiß sehr viel darauf an, daß er immer richtig schliesse. Der Schluß setzt Gründe voraus, aus denen der Schlußsatz muß gefolgert werden können, und das sind diejenigen Wissenschaften, die unumgänglich in der praktischen Heilkunst Anwendung finden. Es ist also zweyerley nöthig, erstlich das Genie, roh wie es die Natur schaft, und dann das durch die Regeln der Kunst gebildete

Genie. Ein Arzt hat also, ausser der Anlage, die ihm freilich keine Kunst geben kann, (denn eine Masse, die von der Natur zu Kies bestimmt ward, wird kein Künstler in Wachs verwandeln,) sicher einer Erziehung nöthig, die erstlich seine Anlage nicht unterdrückt, und dann sie wirklich befördert, erweitert und ausbildet. Dies giebt uns das erste **Kenntzeichen von dem innern Werthe** eines Mannes. Freilich ist nun damit nicht gesagt, daß niemand die Natur beobachten könne, der nicht arabisch, griechisch und lateinisch kann; (jedoch sind auch die Sprachen ein sehr nützlicher Zierrath, da wir doch gewiß nicht alles selbst sehen, uns also auf fremde Augen verlassen, und was nun diese gesehen haben, oder gesehn zu haben vorgeben, wissen und prüfen dürfen) allein die Erziehung muß doch auch der Beobachtung nicht gerade zu im Wege gestanden seyn. Ein Mann, der seinen Verstand völlig unbearbeitet hat liegen lassen, bey dem die Jahre der Empfänglichkeit ungenützt vorbey gegangen sind, und welcher in der allein dazu schicklichen Jugend keine Vorbereitungsbegriffe erhielt, nicht ans Denken und richtige Schliessen gewöhnt wurde; den das Schicksal, oder wohl gar eigene Wahl an das gedankenloseste mechanischste Geschäft band; das heißt, der nicht vom ersten Jünglingsalter an zum Gelehrten, oder noch lieber zum Arzt erzogen ward, verliert so überaus viel, daß, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, (und wir haben ihrer sehr würdige an mehrern vortreflichen Wundärzten unter uns) ich fast alle Hoffnung geradezu absprechen möchte, eine vernachlässigte Jugend wieder in integrum zu restituiren. Es muß eine überaus glückliche Anlage, die keinen widrigen Eindruck annahm, ein beträchtlicher Grund von Fleiß und Stättigkeit, eine sehr bequeme

queme Gelegenheit, und ein treuer und geschickter Führer sich des verstrittenen Handels annehmen, um ihn, wo nicht zum Gewinn, doch zu einem annehmlichen Vergleich zu bringen. Das erwachsene Resultat dieser Bemühungen wird freilich größtentheils, (wiewohl manche Ausnahme allerdings wieder abgerechnet,) nur gewöhnliche Marktwaare seyn, aber es läuft mit unter, und läßt sich doch allenfalls noch von der Hand verkaufen.

Die Geschäfte selbst geben das zweyte Kennzeichen an. Schon vorhin sagte ich, Handeln macht den Mann. Hierüber, die Materie ist wichtig, noch etwas. Es ist unmöglich, daß der älteste Arzt alles gesehn habe, und wenn er Jahrhunderte sehen könnte. Allein gesehen muß der Arzt haben, er muß die glückliche Fertigkeit, welche nur Uebung und längere Uebung gewährt, besitzen, in weniger Zeit den Punkt, und zwar den rechten Punkt zu treffen. Diese Bestimmung des itzigen und künftigen Zustandes haben ältere Beobachter der Natur immer vor den jüngern voraus, wenn sie diesen auch in der männlichen Entschlossenheit, den Uebeln zu begegnen, oftmals nachstehen.

Drittens würde mein Arzt der einfache seyn. Die Kunst sey so einfach wie die Natur. Wozu Ellenlange Formeln, wozu methodisch künstliche Anordnungen, wo eine gewählte Lebensordnung, und ein leichtes, aber wirksames Arzneymittel alles ausrichtet? **Durch kleine Mittel grosse Zwecke absichtlich erreichen, macht den grossen Mann.** Wenn in eine Formel zehn gleichbedeutende Ingredienzen neben eben so viel sich einander entgegenwirkenden, sich veränderenden, und ein ganz neues Produkt erschaffenden Dingen finden, wozu zehn, da ich nur Eins brauche? und wozu die durch ängstliche Bemühung her=

hervorgebrachte Arzneykraft, die ein einfaches Arzneymittel mehrentheils wirksamer, und unsern Säften, mit denen es vermischt wird, gleichartiger besitzt? Allein viel hilft viel, denkt man; der Arzt, der wohlfeil verschreibt, ist nur ein Arzt des Volks, der muß nicht in das Krankenzimmer des vornehmen Mannes kommen. Man läßt lieber die Formel nicht machen, aber doch verschreiben, wenn sie theuer ist, weil man aus Eigensinn und übel angebrachter Eitelkeit es seiner Ehre nachtheilig glaubt, für ein geringes Geld geheilt zu werden.

Es wäre noch manche Wahrheit zu sagen übrig, allein gewisse, vielleicht gegründete, vielleicht ungegründete Bedenklichkeiten halten mich zurück. Bey dem, was ich sagte, wird man mich keiner Nebenabsicht zeihen. Es schien, daß ein Unterricht über den Gesichtspunkt, aus welchem man bey der Wahl eines Arztes die Sache ansehen, und über die Gründe, nach denen man diese Wahl anstellen müsse, vielen fehle. Diesen wollte ich zu Hülfe kommen, ihre Wahl zu bestimmen; und selbst dem Staat kann es doch nicht gleichgültig seyn, ob Kranke einem viel versprechenden Scharlatan, oder einem Heilarzte in die Hände fallen. Leider trift den grossen Haufen aller der Leute, die sich mit Kuriren befassen, der Spott des Dichters:

Vor dem Apoll floh Daphne schüchtern her,
Der Gott der Musen rief mit ängstlichem Geschrey:
Ich bin der Gott der Arzeney!
Da flohe sie noch mehr. —



Medicinische
Unterhaltungen.
Zweytes Stück.
Berlin, den 11ten August 1781.

Grundsätze von der Luft.

Der Anzüglichkeiten älterer und neuerer Dichter auf die Aerzte und ihre Kunst ohngeachtet, hat man der Arzneywissenschaft in den mehrsten Zeiten ihren eigenthümlichen Werth nicht versagt, und selbst in der Periode Roms, da jede Kunst, und folglich auch diese, sich in den Händen erbeuteter und als dinglicher Hausrath geachteter Sklaven befand, nahm man sogar aus dienstbaren Händen ihre Hülfe an. Die Griechen und Egyptier hingegen waren billiger. Jene legten sie keinem Geringern als dem Gott der Musen zur Erfindung bey; die Arzneykunst, sagt Apoll, in den ovidischen Verwandlungen, ist mein Werk, ich besitze die Kenntniß der Kräuter. Homer nimmt den Päon, Aeschylus den Prometheus, und Pindar den Centaur Chiro zum Stifter der Kunst an. Die Egyptier schrieben sie, nach Diodors von Sicilien Zeugniß, der Isis zu, die überaus schön war, und viele Arzneymittel erfand. Ihr Sohn Horus,

soll der gedachte Apoll gewesen seyn, der mit der Arzneywissenschaft noch die Kunst, das zukünftige vorher zu sagen, verband. Ein andrer Schriftsteller des Alterthums hingegen, Artemidorus, erzählt, daß man in den Tempeln zu Pergamus und Alexandrien die Geschichten von Kranken, die auf den Rath der Götter geheilt worden, aufbewahrt, und daß aus der Sammlung dieser Erfahrungen die Heilkunst ihren Ursprung genommen habe. Achil und Aeskulap sollen Zöglinge des gedachten Centaurs gewesen seyn; bekanntlich war der Vater Aeskulaps der Gott der Dichtkunst und Wahrsagerey, Apoll, auch Phöbus genannt.

Vom Achil erzählt uns Homer, daß er zuerst die wahre Ursach einer Seuche, wovon die Griechen befallen wurden, aufgefunden habe. Er bemerkte nemlich, daß die Krankheiten, die viele aus dem Volke zu gleicher Zeit ums Leben bringen, wir nennen sie Epidemien, vom Apoll herrühren, und Apoll — ist die Sonne. *) Aeskulap, der Sohn

*) Die Sonne bringt, nach dem Homer, die verschiedenen Jahrszeiten; bestehen sie aus gar zu ungleicher Witterung, so entstehen Krankheiten. Er legt überhaupt das Wohl und das Weh der Mannspersonen dem Apoll, das heißt, wie wir nun wissen der Sonne, und alle körperliche Schicksale der Damen, der Diana, oder dem Monde bey. Plutarch rühmt vom Achilles, daß er in medicinischen Din-

Sohn des Sonnengottes, hatte seine Kunst zween Schülern beygebracht, und den Hippolyt, der von Pferden geschleift worden war, wieder geheilt; allein er ward darauf durch die Hand des Zeus getödtet, das heißt, er ward vom Bliß erschlagen. Und dieser Aeskulap ist wieder, nach einer sehr richtigen Auslegung der ältern Fabellehre, wobey man immer noch eine andere historische Erklärung zulassen kann, die Luft, von welcher die Gesundheit der Menschen und aller lebendigen Geschöpfe abhängt.

Apoll, oder die Sonne, wird in diesem Betracht mit Recht für einen Vater Aeskulaps angegeben, weil von seiner thätigen Bewegung, wie die Alten sich unser Weltsystem vorstellten, die Abwechselung der Jahrszeiten abhängt, und weil die Sonne der Luft ihre Heilkraft ertheilet.

Diese heilende Kraft der Luft, wovon die Alten so lebhaft überzeugt waren, daß sie davon einen Religionsartikel machten, muß uns eine sehr rühmliche Meinung von ihrem Beobachtungsgeist und von ihren diätetischen Einsichten geben. Wir stehen ihnen darin weit nach, und doch haben wir der Luft überaus viel zu verdanken; wir brau

Dingen viel Erfahrung besessen; er bemerkte nach Verlauf des neunten Tages, (der doch sonst für kritisch angenommen wird,) die Krankheit könne von keiner gewöhnlichen Ursache herrühren, daher erhob er sich, und sagte, was weiter beym Homer steht.

chen sie im natürlichen Zustande zum Athem-
hohlen, und zum Druckmittel auf die Ober-
fläche unsers Körpers; wir können sie in den
mehrsten Krankheiten, als das wohlthätigste
Heilungsmittel ansehen. Wir wollen uns von
beiden unterhalten, wenn wir vorher etwas
von den Eigenschaften der Luft gesagt haben.

Wir reden hier nicht von der Luft als
einem Element der Körper, auch nicht von
den verschiedenen Gattungen derselben, und
besonders von denjenigen, die wir durch die
Bemühungen eines Priestley, Achard, und
andrer verdienten Männern, nun endlich näher
kennen gelernt haben; (denn diese Luftgattun-
gen sind nur Produkte anderer mit der ur-
sprünglichen Luft verbundenen Theile, als bey
der fixen Luft, einer Säure) sonder eigent-
lich von unsrer Athmosphäre, und von der
besondern Gattung von Flüssigkeit, die diesen
unsern Dunstkreis ausmacht. Darüber also
einige Grundsätze.

Die Naturlehrer haben sich genöthigt gese-
hen, gewisse Leute, die sich ein Ansehn gaben,
an allem zu zweifeln, sogar von dem Daseyn
der Luft zu überführen. Bewegt, sagten sie,
die Hand schnell nach dem Gesicht zu, und ihr
werdet finden, daß etwas euch gegen das Ge-
sicht drücken, oder die Haut eures Gesichts
berühren wird. Was euch nun da berührt, muß
doch etwas seyn, und da es eure Hand nicht
ist, so etwas, das sich zwischen eurer Hand
und eurem Gesicht aufhält. Und das ist Luft.

Diese

Diese Luft nun, die uns umgiebt, ist freylich unsichtbar, allein ohngeachtet wir sie nicht sehen, wissen wir doch, daß sie muß undurchdringlich, bewegbar, und mit einer Kraft versehen seyn; Eigenschaften, die die Luft zum Körper machen. Die Luft überhaupt ist nicht nur unsern Augen unempfindlich, sondern es gilt eben das auch von ihren kleinsten Theilen. Diese Theile können wir uns durch kein Mittel sichtbar machen, sie müssen auch nur sehr gering miteinander zusammenhängen, weil wir uns in der Luft von allen Seiten frey bewegen, ohne daß eine im mindesten merkliche Kraft erfodert würde, sie zu trennen. Dieser geringe Zusammenhang der Lufttheile macht die Luft zu einem flüssigen Körper. Eben darum hat sie auch ihre eigenthümliche Schwere; weil die Schwere allen Körpern eignet. Wir wissen ferner, daß die Luft bey gewissen Versuchen durch ihre eigne Kraft, wenn sie zusammengedrückt war, sich ausbreitet, sobald die Ursach, die sie zusammendrückte, nicht mehr vorhanden ist, daher ist sie auch elastisch; und weil sie einer Bewegung nur sehr wenig widersteht, (so kann man sie ja z. B. sehr leicht von sich wegblasen, welches mit Holz und Metall nicht so leicht angeht), so ist sie auch dünne; das heißt, sie hat wenig Masse, in einem bestimmten Raume wenig Theile, die beträchtlich zusammenhangen sollten. Dennoch sind die Lufttheile selbst

nicht so fein, als das Wasser, welches durch Metall und Holz schwitzt, da die Luft hingegen in die Zwischenräume dieser Körper nicht zu dringen vermag. Von eben diesen Eigenschaften hängen die Erscheinungen ab, welche die Kraft ihres Drucks beweisen. Ich darf die Leser, die nicht Naturgelehrte sind, nur an die Kraft, die sie durch das Schießpulver, durch Windbüchsen, durch die Luftpumpe äussert, erinnern.

So ist sie beschaffen, wenn sie keinen Zusatz fremder Theile hat. Allein nie ist sie ganz rein. Auch ist sie bald mehr oder weniger dick, bald wieder dichter oder dünner, wärmer oder kälter. Wir müssen davon das Nöthige anführen, und vorzüglich die Wirkungen dabey nicht vergessen, welche Wärme und Kälte auf alle Körper, und nun insonderheit auf die Luft haben.

Um uns davon deutliche Begriffe zu machen, müssen wir bemerken, daß sich die Flüssigkeiten aus zwey Gesichtspunkten ansehen lassen, nemlich in Absicht ihrer Masse, und in Absicht ihrer Theile. Beym Blut unter andern ist dieser Unterschied sehr wichtig. Die Luft aber, wovon wir hier doch reden, zum Gegenstand angenommen, so ist sie dicht: wenn ihre ganze Masse zusammenhängender ist; und dick: wenn die Theile der Luft aus mehrern Anfängen und Bestandtheilen aufgehäuft sind. Wenn wir also die Luft dicht nennen, so ist die ganze uns um-

gebende

gebende Athmosphäre zusammenhängender als zu andern Zeiten; wenn sie dick ist, sind die Lufttheilchen selbst, einzeln genommen, von einem grössern Durchmesser.

Ferner haben wir zu bemerken, daß die Luft von zweyerley Materien die mehrsten Veränderungen erfährt, von den Materien der Wärme, und der Kälte. Jene dehnt alle Körper aus, das Wachs schmilzt in der Sonne, das Metall geräth vom Feuer in Fluß, und das Wasser erregt, wann es kocht, Luftblasen. Diese macht sie wieder dicht; das heißt: sie bringt die Theile, aus denen die Körper bestehen, in einen nähern Zusammenhang; die Theile selbst also kann sie bey allem diesen unverändert lassen.

Wir wissen also so viel, daß bey einer warmen Witterung die Luft dünn und leicht, bey einer kalten hingegen dicht und schwer ist. Dies gilt nun von der ganzen Luftmasse, und betrift Veränderungen, die das Ganze erfährt. Allein nun können auch die Theile selbst doch manche Veränderungen erleiden. Sie können nemlich klein oder dick seyn; jenes, wenn sie rein und unverändert bleiben, dieses hingegen, wenn sie einen Zusatz von ungleichartigen Theilen erhalten. Ueber diesen Zusatz müssen wir uns näher erklären.

Die Luft, als einen Anfang aller Körper betrachtet, können wir gar nicht sinnlich bemerken. Alle Elemente sind in Verbindung mit andern; das Feuer mit der Luft, die Luft mit Wasser, die Erde mit beyden und oft mit allen übrigen. Ein jedes also, und folglich auch die Luft, ist nie ganz rein, besteht nie aus gleichartigen Theilen, sondern hat immer einen Zusatz von ungleichartigen.

Die zugesetzten ungleichartigen Theile der Luft, sind Wasser, Staub oder Erde, und dann noch

gewisse Principien, die sie mehrentheils schon schädlich machen. Es ist bekannt, daß die Erde beständig ausdünstet, und daß diese Ausdünstungen sich in der Athmosphäre versammlen, und nach und nach anhäufen können. So entdeckt es der Geruch schon, wenn sie fauligte und leichenhafte Dünste trägt. Diese Dünste nun wird und muß sie tragen, wenn z. B. eine anhaltende Dürre stehende Wässer ausgetrocknet hat, und von erstorbenen Fischen und von Insektenkörpern die fauligten und übelriechenden Ausdünstungen in den Dunstkreis aufgenommen worden; wenn ein Wohnort in Sümpfen liegt, wo eben dieses erfolgt; wenn viele Umstände da sind, daß keine andere als dergleichen Theile in den Dunstkreis kommen können, als von Kirchhöfen, Schlachtfeldern, Abdeckereyen, oder unreingehaltenen und verstopften Gossen, die durchaus nicht in großen Städten gelitten sein sollten.

Diese fauligten Dünste können zwar von der Luft abgeändert und unschädlich gemacht werden, aber sie behalten doch, besonders wo sie sehr zusammengedrängt sind, ihre eigene Art größtentheils an sich, wonach sie den Körper, der sie mit einhaucht, zur Fäulniß geneigt machen; wie sich das schon, mit den Kennzeichen der Fäulniß, augenblicklich zeigen kann, durch Eckel, Uebelkeit, Ohnmacht, und Schlagflüsse, lauter Begleiter einer die Kräfte niederschlagenden Faulmasse.

Ich würde mich hier mit meinen Lesern unmittelbar zu der allgemeinen und besondern Wirkungsart der Luft und Luftgattungen wenden, wenn ich nicht von den Werkzeugen und Verrichtungen des Körpers, die für die Aufnahme der Luft besonders bestimmt sind, das Nöthige vorauszuschicken hätte. Und dieses sind: die ganze Peripherie des Körpers, die Lunge, und die Werkzeuge der Verdauung.

Die Luft drückt auf die Oberfläche des Körpers mit einer beträchtlichen Last. Sie ist, bey einem Menschen von mittelmässiger Grösse, und zu Zeiten, da sie am feinsten ist, nicht geringer als zwey und dreissig tausend Pfund. Wäre dieser Druck nicht von allen Seiten gleich, so müßten wir durchaus unter seiner Gewalt erliegen; allein diese Gleichheit des Drucks selbst, und die Gegenwirkung der arbeitenden festen, und aufhaltenden flüssigen Theile, verhindern solches. Die unmerkliche, oder wie ich einem verdienten Mann zum Nachruhm lieber sagen mag, die sanktorinische Ausdünstung, worauf so überaus viel ankomint, was auch manche englische Schriftsteller davon gegenseitig sagen, hängt von diesem Druck der Luft ungemein ab. Indessen ist es klar, daß es auf die Beschaffenheit der Luft dabey eben so sehr ankomme.

Ferner gelangt die Luft durch die Nase und den Mund in die Luftröhre, und von da in die Lungen. Das Geschäft, wobey dieses geschieht, heißt das **Einathmen.** Ich kann hier nur zeigen, wie die Luft in die Lungen kommt. Die Luftröhre entspringt aus der Stimmritze, deren grösserer und einfacherer Theil den Speiseschlund hinter sich hat, und so geht sie in die Brusthöhle zu den Lungen hinab. Die Lungen selbst sind zwey Säcke, die man Flügel nennet, wovon ein jeder sich wieder in kleinere Säckchen theilet, bis die kleinsten endlich zu kleinen häutichten Bläschen werden, die eben im erwachsenen Menschen voll Luft sind, im ungebohrnen Kinde hingegen nicht. Diese Bläschen machen die Grundtheile der Lungen aus, sie liegen völlig ohne Ordnung, und sind nicht verschlossen, sondern von allen Seiten offen, daher kann die Luft sich aus den Zweigen der Luftröhre in dieselben ausbreiten, und die ganze Lunge

von einer Seite zur andern frey durchstreichen. Die Absicht der Natur, die sie mit der Lunge und der Luft hatte, muß also sehr wichtig seyn, weil sie nie grosse Anstalten zu kleinen Endzwecken anlegte.

Endlich erhalten wir die Luft auch durch die Speisen, aber in diesen ist sie nicht entwickelt, einige haben davon mehr, andere weniger. Die Luft, wie sie in den Speisen ist, unterdrückt nemlich, und in andern Theilen verschlossen, befindet sich auf die nemliche Weise in allen Körpern, nur kann sie hier ihre Schnellkraft leichter offenbar machen, vermöge welcher sie den Widerstand, der sich ihrer Ausdehnung entgegen setzt, selbst hebt, und aus ihrem Verschluß hervordringt. Auf solche Art kann sie Trommelsuchten, schmerzhafte Koliken, und Krämpfe hervorbringen; sie gehört auch entwickelt im Darmkanal gar nicht zu Hause, sondern fällt sehr empfindlichen Personen, dergleichen die mehrsten Hypochondristen und Nervenschwache sind, mit ihrer Ausdehnung sehr beschwerlich. Zuweilen mag sie auch wohl die Verdauung befördern, indem sie die Darmfasern zwingt, zu arbeiten, und die nächsten Speisen weiter fortzustossen.

Indessen tritt die wahre Luft nicht ins Blut. Sie wird durch kein einsaugendes Blutgefäß vorher eingesogen, ehe der neue mit andern Blut vermischte Milchsaft in die Lungen kommt, und auch in den Lungen ist es nicht möglich, oder doch nicht wahrscheinlich, daß sie in ihre Blutgefässe aufgenommen werde. Wir haben die Luft als eine Flüssigkeit, die elastisch sey, kennen gelernt. Diese einzige wahre, elastische Luft aber ist nicht im Blut, denn man sieht nicht, durch welchen Weg sie sich einfinden

sollte:

sollte; man bemerkt keine Luftblasen in den Adern eines Thiers, wenn das Thier nicht verwundet, und erst durch die Oefnung der Wunde die äussere Luft eingedrungen war; und, was doch hier wohl Betrachtung verdient, ein Thier stirbt, wann man ihm Luft in die Adern bläset. Es ist allen Grundsätzen der Naturlehre zuwider, daß sie in unserm Blut schmelzen, und doch, wider alle ihre Gewohnheit in andren Flüssigkeiten, ihre elastische Kraft beybehalten sollte.

Um uns indessen von dem Nutzen der Luft, und von der Nothwendigkeit der frischen Luft zu überzeugen, will ich mit dem Nutzen des Athemhohlens überhaupt anfangen, alsdann von der unmerklichen Ausdünstung und ihren schädlichen Folgen reden, wann sie sich in verschlossenen Zimmern sammlen kann, und hiedurch die gedachte Nothwendigkeit in ihr gehöriges Licht setzen.

Sonderbar ist es zwar, daß wir gerade da über die Absicht der Natur am wenigsten bestimmtes und zuverlässiges zu sagen wissen, wo uns aus einer grossen Anlage ihr grosser Endzweck wahrscheinlich wird. Allein da die Erfahrung allein den Grund dieses Schlusses gewährt, so kann kein Fall von einiger Bedeutung eintreten, in dem wir uns schon mit jener Vermuthung begnügen könnten.

Wenn wir das ganze Werkzeug des Athemhohlens untersuchen, so finden wir, daß, ausser jenen beschriebenen Luftbläschen, auch wirkliche Adern sich über den Zweigen der Luftröhre vertheilen. Es geht nemlich alles Blut, das aus der Hohlader angelangt ist, und folglich auch der neue Milchsaft, ehe der grosse Kreislauf begonnen wird, aus dem rechten Herzen durch

durch die Lungenschlagender zu den Lungen ab, und muß erst im linken Herzen durch die zurückführende Lungenader wieder erwartet werden, ehe es sich durch den übrigen Körper vertheilen kann. Diese Blutmenge nun, die auf solche Weise in die Lungen kommt, ist gewiß eben so groß und wohl noch grösser, als diejenige, die in einerley Zeit sich durch den übrigen Körper beweget. Was soll nun diese Menge Blut in der Lunge? und was thut dem Blut die in den Bläschen der Lunge befindliche Luft?

Meine Absicht kann hier nicht seyn, Streitfragen vorzutragen, ohne sie zu entscheiden, und die Entscheidung, die so viele Gründe voraus setzt, müssen wir allerdings einem andern Blatt überlassen. Ich trage also nur vor, was gewiß ist. Und so ist es nun unwidersprechlich wahr, daß das Blut in den menschlichen Lungen dicker, und dann auch röther werde. Diese Erscheinung ist der Luft zuzuschreiben, die, sehr wenige Fälle abgerechnet, immer kälter als das Blut ist, die also das Blut allerdings abkühlet, und durch seine Abkühlung die Masse des Bluts gerinnbar macht, nach der allgemeinen einer kalten Luft beywohnenden Eigenschaft. Von dieser Verdickung des Bluts, die doch allerdings nöthig war, und um so nöthiger seyn mußte, jemehr dem Blute, welches doch zuvor durch den ganzen Körper gegangen und abgerieben war, die Verdickung zuträglich scheint, hängt die helle Röthe ab, wozu freilich die flüchtige Säure, die in der Luft schwebt, und unter gewissen Umständen den Salpeter macht, das ihrige beytragen kann.

Dem wichtigsten Nutzen der Luft aber, die wir einathmen, schick ich folgendes voraus. Wir dünsten zu allen Zeiten und Augenblicken aus, durch die Lunge ziemlich sichtbar, aber auch in überaus be-

beträchtlicher Menge durch die ganze Peripherie. Alle Theile, deren Abscheidung und unmittelbaren Abgang die Natur zugleich besorget, sind dem Körper schädlich, wenn sie zurückgehalten werden, und werden ihm wieder aufs neue schädlich, wenn sie sich, so abgeändert und von der natürlichen milden Beschaffenheit der Säfte abgewichen wie sie sind, wieder mit der allgemeinen Saftmasse vermischen. Den Lesern kann hier vor der Hand nicht daran liegen, zu wissen, von welchen Bestandtheilen sie sind, genug, sie kommen alle überein; allein an ihren Folgen wollen wir sie kennen lernen.

So stirbt ein jedes Thier in einer Luft, die nicht mit frischer Luft abgewechselt wird, selbst die kleinsten machen davon keine Ausnahme; und daß die Thiere im luftleeren Raume nach wenig Augenblicken sterben, will ich hier nicht einmal anführen. Die Luft, die wir einathmen, muß also das Leben unterhalten, aber sie muß auch von einer gewissen Beschaffenheit seyn, weil nicht Luft überhaupt, sondern eine elastische und gehörig dichte Luft allein den Nahmen **Nahrung des Lebens**, den ihr einige Aerzte der vorigen Zeiten beygelegt haben, verdienet.

Die Luft kann also in engen Zimmern, zur Sommerzeit, oder im Winter, da das Einheitzen die Sonnenhitze nachahmt, an sich schon nicht frey seyn, weil die Wärme ihre Federkraft vermindert; allein sie wird schädlich, wenn noch dazu mehrere Personen in solchen engen Zimmern wohnen, und die Ausdünstungen derselben sich anhäufen. Ich kannte eine Familie, welche meiner mehrmaligen Anzeigen ohngeachtet, sich nicht abrathen ließ, zu mehrern Personen in einem sehr engen Zimmer zu schlafen. Ich fand bald in ihrer Schlafstätte die Ursach ihrer häufigen Klagen über nächtliche Hitze, Schlaflosigkeit, unru-

unruhige Träume, und warnte. Indessen dauerten diese Klagen so lange ununterbrochen fort, bis ich sie endlich bewegte, unter den Gehorsam der Natur zurück zu kehren, welches den unmittelbaren Nutzen hatte, daß alle die Klagen mit der Abändrung der Ursache verschwanden.

Schon der Geruch entdeckt die Schädlichkeit der unmerklichen Ausdünstung. Es ist unangenehm, wie er uns beym Eintritt in eine Lehrstube vieler jungen Leute, oder in eine Gesindestube befällt. Liegen nun gar in solchen Zimmern noch kranke Personen, derer Ausdünstung ohnehin schon verstärkt ist, so kann die Athmosphäre des Zimmers keine andere als eine schädliche Luft enthalten.

Schädlich allerdings für Gesunde und Kranke. Unser Einathmen und Ausathmen ist eben dazu angelegt, das Blut zu verdicken, die in der Brusthöhle unelastisch gewordene Luft fortzuschaffen, und durch eine Luft, die wieder Federkraft besitzt, zu ersetzen. Wäre es gleich viel, welche Luft wir einathmeten, so könnte es keine Art der Luft geben, in welcher wir uns nachtheilige Folgen zuzögen. Allein so geschehen erstlich die mehrsten Ansteckungen durch's Einathmen einer verderbten Luft, die Faulfieber, die Masern und viele andere Fieber pflanzen sich auf diese Weise fort, wenn wir auch dabey noch zulassen, daß mit den Speisen, die wir geniessen, die angesteckte Luft in den Körper gelangen kann. Das Kerkerfieber, das Lazarethfieber, die bösartigen Fieber überhaupt entstehen theils von einer verderbten und eingeschlossenen Luft, theils wird ihre Tödlichkeit dadurch vermehrt, und theils endlich ist eine frische mit ihrer eigenthümlichen Säure gesättigte Luft das beßte, und fast ohne Ausnahme einzige, Heil- und Verwahrungsmittel gegen alle

Krank-

Krankheiten fauligter Art. Man hatte im letzten Bayerischen Kriege bey den Kranken in Dresden davon ein auffallendes Beyspiel, welches ich nach der mir davon mitgetheilten glaubwürdigen Erzählung anführe. Es waren, da die Preussische Armee vor Dresden das Lager bezog, in der Stadt bey weitem noch nicht für alle Kranke, die das Heer hatte, Lagerstätten angeschaft; Ruhren und Faulfieber wüteten indessen mit ihrer ganzen schrecklichen Gewalt. Man sah sich genöthigt, einen Theil der Kranken in einer vor dem Thore belegenen Kegelbahn unterzubringen, die von allen Seiten dem Zugange der Luft, und dem so sehr gefürchteten Zuge ausgesetzt war. Und von allen diesen Kranken, die am wenigsten gepflegt zu werden schienen, starb kein Einziger, da die sorgsame Pflege im Stadtlazareth hingegen nur sehr wenige zu retten vermochte. Ich erinnere mich einer Epidemie, die in den theuren Jahren in der Mark wütete; wobey die Beobachtung gemacht ward, daß die Krankheit nur den Wirthen, und selten den Knechten oder Mägden tödtlich ward. Warum? weil jene im versperrten Zimmer ihren Dunstkreis mit immer neuem Gifte ansteckten; diese hingegen sich selbst überlassen auf luftige Böden verwiesen waren, und eben hierdurch genasen.

Man sieht also von selbst, daß man sehr übel thue, den Kranken den Gebrauch der frischen Luft zu entziehen. Aber der Gesunde muß ihrer durchaus nicht entbehren. Für jenen kann es vielleicht in einigen Fällen dienlich seyn, um die Ausdünstung zu vermehren.

Es ist ein überaus eingewurzeltes Vorurtheil der Leute, daß, wenn man sie von der Nothwendigkeit der Leibesbewegung überzeugt hat, sie nun wieder sich gar nicht ausreden lassen,

daß

daß aber diese Bewegung auch in freyer Luft geschehen müsse. „Ich gehe ja den ganzen Tag im Hause herum, ich steige täglich so vielmal meine Stufen, ich sitze keinen Augenblick still.„ Gut, und doch ist diese anhaltende Bewegung ohne Nutzen, weil sie in einer unreinen Luft vorgenommen wird. „Die Luft ist aber so trübe, so voller Dünste; wenn ich nur zwanzig Schritt gegangen bin, kann ich nicht Athem hohlen,„ sagt das hysterische Frauenzimmer, ohne sich überzeugen zu wollen, daß der trübste und schwärzeste Himmel allemal doch noch eine reinere Luft gebe, als die Küche, der Keller, und die Schlafstube.

So sehr ich aber jedermann den Gebrauch einer jeden freyen Luft zu aller Jahrszeit und Witterung anempfehlen muß, so kann ich doch nicht umhin, nun noch gewisse Gattungen von Athmosphären zu bezeichnen, wovon freilich eine zuträglicher als die andere ist. Die Luft ist ihrer Natur nach elastisch, und mit einem gewissen Anfang versehen, dessen Grundwesen wir freilich noch nicht kennen, und das nach einigen eine Säure ist, nach andern die elektrische Materie seyn soll In diesem Grundtheil der Luft liegt ihre belebende Kraft, allein eben dieser Grundtheil ist es, der sich in der einen Athmosphäre mehr, in der andern minder aufhält. Wir wollen einige Fälle durchgehen.

Zuförderst wollen wir mit Kälte und Wärme anfangen. Schon vorhin sagte ich, die Wärme dehne aus, und die Kälte mache dicht. Es versteht sich von selbst, daß unsre Lungen einen gewissen Grad von Ausdehnung, und einen gewissen Grad von Dichtigkeit verlangen, denn beides sind Begriffe, die durch Vergleichung erwachsen sind. Man kann keine Einheit dieser Grade angeben; die Natur weichet oft von der festgesetzten

Regel

Regel ab; Gewohnheit und Anlage des einzelnen Körpers machen ebenfalls Abänderungen. Man kann in warmen Bädern ganz gut leben, ob wohl die Luft hier um zwanzig Grade wärmer als das Blut ist. In den heissesten Gegenden leben Menschen; und wenn sie gleich nicht den Grad von Gesundheit haben, den die Einwohner eines gemässigten Himmelsstriches besitzen, (wie denn die in heissen Ländern ausserordentlich vermehrte Ausdünstung solches nicht zuläßt, und der Gesichtsfarbe alle Lebhaftigkeit benimmt:) so leben sie doch. Wir haben in unserm kältern Erdstrich ebenfalls sehr heisse Sommer, diese sind uns im Ganzen allerdings nicht zuträglich, indessen ist es doch nur der fette und gemästete Mann, der bey Gewittern nach Luft schnappt, dahingegen der schwindsüchtige Pariser sich alsdann am beßten befindet.

Die Kälte zieht bis zur Gerinnung zusammen. Sie unterdrückt also die Ausdünstung, in dem sie die Kanäle der Ausführung verschließt, und die flüssigen Theile würde sie gerinnen machen, wenn die Bewegung ihr nicht widerstände. Die Wärme setzt alles in Bewegung, die Kälte alles in Ruhe. Der Mensch ist warm, so lange er lebt, er erkaltet, sobald er gestorben ist. Die Fäulniß, die eine Art von Wärme mit sich führt, rührt von der Bewegung der Theilchen her, da sich im Leben die ganze Masse bewegte. Auch hier giebt es Grade der Zuträglichkeit, oder der Schädlichkeit; wir bestimmen sie am beßten nach denen Kräften, die wir entgegen zu setzen haben. Ist sie so groß, daß unsre Kräfte nichts verfangen, so tödtet sie unmittelbar, oder macht tödtliche Stockungen, und die Glieder sterben ab, weil sie die Verrichtung der Nerven, Muskeln und Gefäße unersetzlich unterbrach. Hier arbeitet eine Kraft gegen die andere, die Kälte widersteht durch die flüssigen Theile, die sie in

Gerinnung setzte, und dadurch zur Bewegung untüchtig macht; wir widerstehen durch die Anstrengung unsrer festen Theile. Die Gesundheit, oder das Leben müssen erliegen, wann die versuchte thätige Bewegung ohne Frucht ist, und der in den geronnenen Flüssigkeiten vorhandene Widerstand nicht gehoben werden kann. Zwischen der Kälte und Wärme liegt die Kühle. (*) Eine kühle Luft ist mehrentheils die zuträglichste, sie erhält eine gleichmässige Ausdünstung, und erweitert die Brust nicht zu stark und nicht zu geringe. Sie ist nie schädlich, wenn sie nur mit Bewegung verbunden ist. Nur der Mangel der Bewegung macht, daß träge Leute im Winter den Grund zu Stockungen legen, die sich nachmals durch Krämpfe und andere Zufälle äussern. Sie ist das einzige Gegenmittel gegen die Kälte; selbst Gegenden, die frey liegen, und vom Winde gehörig bestrichen werden können, haben im abgewichnen Frühjahr von den zwey starken Nachtfrösten nicht gelitten; in Gärten, die eingeschlossen sind, kann man diese Bewegung durch einen die ganze Nacht durch unterhaltenen Rauch nachahmen.

Eine heisse Luft ist entweder trocken oder feucht. Eine heisse und trockne Luft ist minder nachtheilig, als eine heisse und feuchte. Jene wird es nur denen Gegenden, wo sie alsdann leicht Sümpfe austrocknet, und ein flüchtiges Laugensalz entwickelt, das unsre Säfte zur Fäulniß geneigt macht. Diese hingegen wird durch die Er-

(*) Berkelei, ein englischer Bischof, wo ich nicht irre, der alles für Vorstellung der Seele erklärt, was in unsre Empfindung gelangt, macht darüber folgende Instanz: Wenn ihr zur Zeit des Frostes ausgeritten seyd, sagt er, und kommt nun in ein ungeheiztes Zimmer, so wird euch das Zimmer warm dünken; eben so warm, fährt er fort, als wenn ihr, nach einiger Zeit, aus diesem ungeheizten Zimmer in ein geheiztes Zimmer tretet.

Erschlaffung, die sie mit sich führt, und nur durch die Auflösung des rothen Blutes, schädlich. Jene macht Entzündungen, diese Faulfieber; jene trocknet aus, diese erzeugt eine schwer zu überwindende Ausmergelung, und befördert das bey Wassersuchten so merkliche Einsaugen. Der Rost, der das Eisen verzehrt, zeigt uns, was eine feuchte Luft auf die härtesten Körper vermöge. Speise und Trank müssen zu Zeiten und in Gegenden, wo eine trockne heisse Luft herscht, säuerlich und flüssig, wann die Luft aber feucht und heiß ist, konsistenter und spirituös seyn.

Eine kalte und trockne Luft kommt nur der Kälte wegen in Betrachtung. Die Vorsicht, die man dabey zu beobachten hat, ist diese, daß man im ganzen Körper durch äussere und innere Mittel eine gleichförmige Bewegung erhalte. Geistige Getränke thun dieses nicht, sie machen schläfrig, und im Schlaf ruht ein Theil aller Bewegungen; das gehört zu seiner Natur. Warme Getränke mit Gewürzen, die die Verdauung munter erhalten, und auf diese Weise dem Herzen einen beständigen zu seinen Zusammenziehungen antreibenden Reiz zuführen, sind ein gutes Hülfsmittel, um den Kreisgang auch in denen vom Herzen entfernten Theilen, durch diese angereizte Herzenskraft, zu befördern.

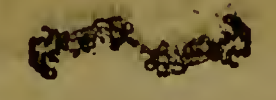
Eine feuchte und kalte Luft macht träge, schwerfällig, tiefsinnig, still. Retif de la Bret giebt die im Flecken Saci mit Dünsten beladene kalte Luft zur Ursache an, warum die Saxiaten gerade das Gegentheil von den benachbarten Einwohnern des Fleckens Nitri sind, die er ihrer aufgeräumten und gutherzigen Laune wegen rühmt. (*) Katarrhen, Gichtflüsse, Wassersuchten, Wechselfieber, sind dieser Luft gemein; wo sie beständig ist, sind sie einheimisch, und wo sie

(*) La vie de mon pére. Part. I.

sie nicht beständig ist, bringt sie diesen Genius in die Krankheiten der Zeit. Dennoch hat auch diese Luft das Gute, daß sie zuweilen Lungengeschwüre heilt; die bekannten Dampfmaschinen, die man für Schwindsüchtige erfunden hat, sind eine Nachahmung der hier gewiß nicht schönen Natur.

Gewisse Bäume und Blumen dunsten betäubende und einschläfernde Theile aus. Sie sind allerdings davon nicht frei zu sprechen, und man weiß aus ohngefähren Erfahrungen und angestellten Versuchen, die gefährlichen Folgen davon. Am rathsamsten ist es, sich ihrer in den Zimmern zu enthalten. Doch machen Baumzweige in Wasser gestellt, eine trockene Luft zu verbessern, eine Ausnahme. Auch sind jene Folgen nur im Schatten angemerkt worden.

Man hat ein Sprüchwort, welches denjenigen glücklich preiset, der aus anderer Schaden Vorsicht gelernt hat. Meine Leser mögen mir erlauben, die Anwendung davon auf sich zu machen. Sie werden den Nutzen der frischen Luft überhaupt, und die besondere Gattungen von Luft, die ihnen oder ihren Freunden zuträglicher als andern sind, und die sich durch die Kunst bei Krankheiten nachahmen lassen, aus der Geschichte der schädlichen Luftarten erkannt haben. Ich werde die Mittel in der Folge bey andern diätetischen Vorschriften mittheilen; hier sey es mir genug, sie noch an die Nothwendigkeit zu erinnern, eine Athmosphäre, in welcher man sich eine Weile allein, oder mit andern, aufgehalten hat, mit einer freien zu verwechseln, denn die schädlichste Luft unter allen ist diejenige, welche menschliche Ausdünstungen trägt.



Medicinische
Unterhaltungen.

Drittes Stück.

Berlin, den 18ten August 1781.

> Manches, das mir bitter war;
> Ward es erst durch eigne Schuld;
> Das vermeinte Leid gebahr
> Oft nur meine Ungeduld.

Wenn Helena, die bekannte Gemählin des lacedämonischen Königs Menelaus, die die unschuldige Ursach eines langwierigen Krieges, und eines eben nicht unterhaltenden Heldengedichts war, dem Prinzen Telemach die Unglücksfälle seines Vaters Ulysses erzählen will: so mischt sie, aus liebreicher Vorsicht, eine Arzeney unter den Wein, den sie ihn trinken läßt, die den Namen Nepenthe führte; damit sein Gemüth nicht, über der Erzählung einer Kette von Widerwärtigkeiten, unter der Traurigkeit erliegen möchte. Homer kann die herrlichen Wirkungen dieser Arzeney nicht genug rühmen. Sie hätte die Kraft, alle Schmerzen, und selbst die Wuth des Zorns zu mildern, man vergäß alles um sich herum, jeden nagenden Gedanken, jeden Kummer, der die Seele quälte.

Man hätte, so lange die Wirkung der Arzeney dauerte, alles, was einem lieb war, seine Eltern, - seine Gattinn, seine Kinder, seine Geschwister, seine Freunde, auf die schmerzhafteste Weise vor seinen Augen umbringen sehen können, und dennoch würde den ganzen Tag über keine Thräne des Mitleids oder der Betrübniß die Wangen befeuchtet haben.

Ich weiß nicht, ob wir gar viel verlohren hätten, wenn die Nepenthe auch mehr als Figment einer morgenländischen Einbildungskraft gewesen wäre. Es fehlt uns heut zu Tage nicht an betäubenden und tummmachenden Mitteln, das Pflanzenreich liefert noch unablässig dieselben Produkte, und wenn unsre eigene Kenntniß der vegetabilischen Heilkräfte auch seit der unglücklichen Periode, da die Gewächse gegen einige gewaltsame Zubereitungen aus dem Mineralreich fast ganz ausser Gebrauch kamen, sehr merklich gelitten hat; so dürften wir nur von den Morgenländern lernen, die ihre Fürsten die ganze Zeit des Lebens über durch die Kraft vegetabilischer Säfte, in dem Stande der Einfalt und Kindheit zu erhalten wissen.

Ich liebe sie nicht, diese Unempfindlichkeit, sie sey natürlich oder erkünstelt. Nimmermehr sollte ja derjenige mein Freund werden, der sich bey eignem oder fremdem Schmerze ganz gleichgültig erhält. Mein Mann

Mann ist der Zeno nicht, der durch Grundsätze alle Empfindung ersticken, und eine Gleichgültigkeit, die der mütterlichen Natur ins Angesicht trotzet, erzwingen will. Wer den Schmerz aus der Welt demonstrirt, jagt das Vergnügen zugleich mit hinaus, beyde kommen durch einerley Thür herein, gehn durch einerley Thür hinaus. Das Vergnügen gränzt an das Misvergnügen, im moralischen und natürlichen Sinne; ein gelinder Reiz erregt einen angenehmen Kützel, der stärkere macht Röthe, Entzündung und Schmerz; das überwundne Misvergnügen giebt schon durch seine Abwesenheit ein gefallendes Gefühl; wer heute unnützer Weise sein Geld verschwendet, um sich unter Gästen zu brüsten, die satt zu ihm kommen, und die er auf Kosten seiner halbjährigen Einnahme ersucht hat, sich an einer belasteten Tafel Unmuth und Unverdaulichkeit zu hohlen, muß in den nächsten Tagen, wann der unbrauchbar gewordene Ueberrest nicht mehr vorhält, die eitele Praleren durch den empfindlichsten und drückendsten Mangel büssen. Fein die Quelle des Mangels, dem es nun allein gebricht, die Befriedigung einer übelberathenen Eitelkeit gestopft, und der Schmerz hat seine Gewalt verlohren, da er nicht unterhalten wird. Allerdings ist dies die sicherste und beßte Nepenthe, allein es ist schade, daß die Pflanze, von der sie herrührt, nicht in jedem

Lande wachsen will, noch sich auf jeden Boden versetzen läßt.

Wenn sich die Leidenden aufrichtig prüften, so würden sie allerdings die Ursach ihres Kummers freilich nur höchst selten ausser sich zu suchen haben. In uns selbst ist der Keim der Zufriedenheit und des einzigen wahren Glücks gelegt, allein die Quelle fast aller unserer Widerwärtigkeiten nimmt auch in eben demselben Herzen ihren Ursprung, dessen gemässigte Wünsche unser Glück, dessen überspannte Begierden allein aber, auch unser Unglück machen.

Es heißt allerdings eine Wohlthat erzeigen, wenn man denen selbst auf eine empfindliche Art die Augen öfnet, die die Ursachen ihres betrübten Zustandes nicht am rechten Orte suchen, und denen doch noch zu helfen steht, wenn sie nur in ihren Busen greifen wollen. Dennoch bleibet der Unglückliche immer unglücklich; er muß belehrt werden, wo Belehrung noch nützt, aber er hat Ansprüche auf unser Mitleiden, wenn er auch über seine Leiden blos sich selbst anzuklagen hat. Es ist wahrlich süß, den Traurigen zu trösten und aufzurichten. Wenn die krebshafte Brust nicht mehr durch Schnitt oder Arzeney geheilt werden kann, hat die Kunst doch noch gesorgt, den Leiden des Augenblicks abzuhelfen, und welcher Arzt wird anstehen, dem gemarterten Kranken

ken zu einem, auch nur kurz dauernden, Still-stande seiner Schmerzen zu verhelfen?

Freilich liefern die Wohnungen der Kranken Stoff genug, wenn man nichts weiter will, als seine Galle über die Verderbniß des Menschengeschlechts ausleeren. Wir wollen nicht so bösartig seyn, wenn wir einigen Fehlern nachspühren, deren erste Spur wir am Krankenbette erblicken. Aber wir wollen sie aufsuchen und anzeigen; wenn nicht zum Nutzen des Kranken, doch zur Belehrung anderer.

Ich bitte um Erlaubniß, mein theuer Freund *** zuerst mich an Sie zu wenden.

O! mein Herz blutet mir, junger Mann, wenn ich an Ihre itzige Lage, und an das dagegen denke, worauf Sie so gegründete Erwartungen hatten. Erinnern Sie sich, wie ich schon in jenen Jahren, da sich Ihre vortrefliche Fähigkeiten entwickelten, Sie bat, Sie warnte, mit Ihnen schalt, wenn Sie sich so zügellos einer Lebhaftigkeit, aus welcher freilich Ihre grossen Eigenschaften keimten, überliessen. Die unglücklichen Jahre der Jugend! — Sie rauben mir einen Freund, Sie rauben der Welt einen nützlichen Bürger, und viel hätte nicht gefehlt, auch dem Himmel einen Engel. Lieber guter Mann — ich habe es Ihnen schon gesagt, schon sagen müssen: Hoffnung für Sie ist nicht unter den Lebenden mehr; ich

 bin

bin zerschlagen, — aber Sie können nicht genesen. Da Sie nun einmal in einer Periode stehen, wo menschliches Vorurtheil unter Ihren Füssen liegt, wo Ihnen die falsche Ehre keinen Tort mehr erweisen kann; so erlauben Sie mir, mit Ihnen, freilich nicht zu Ihrer Belehrung, aber auch wohl noch heute zu Ihrer Beruhigung, freimüthig und aufrichtig Ihr Leben durchzugehen. Belehren Sie andre durch die Darstellung Ihres Beyspiels, Sie haben weiter kein Mittel, sich um die Welt verdient zu machen; dieses Ziel, wonach Sie mit so viel andern, nicht ohne Schweiß, — vergeblich gestrebt haben.

Ich gehe in Ihre ersten Jahre zurück. Ihre Mutter that gewiß nicht wohl daran, daß sie Sie so weichlich erzog, und Ihren Nerven eine Reizbarkeit und Empfindlichkeit zuwege brachte, wozu Sie ohnehin schon die Anlage von Ihren Eltern erhalten hatten. Tanzen, bis zur Ohnmacht tanzen, durften Sie freilich, nachdem Sie den größten Theil ihrer ersten Jahre in dem Zimmer Ihrer Kinderwärterin, oder Ihres Erziehers, zugebracht hatten; aber keines der jugendlichen Spiele, das zur Biegsamkeit, Geschicklichkeit und Stärke des Körpers so viel beyträgt, wollte sie Ihnen verstatten. Unsre beßte Wohlthäterin, die frische Luft, hielt Ihre Mutter für Ihre Hauptfeindinn, und

damit

damit die Kälte Ihrer Schwächlichkeit nicht zu hart fallen möchte, brachten sie Sommer und Winter in einer erkünstelten Meridian-hitze zu. Was konnte daraus werden? Ihre Empfindungswerkzeuge waren der allerkleinsten Berührung offen, nahmen jeden Schatten von Reiz an, Ihre Einbildungskraft dichtete sich Gefahren für Ihr Leben und für Ihre Gesundheit, sobald ein einer Gefahr nur irgend ähnelnder Eindruck in Ihren Empfindungssitz übertragen ward. Sie haben mir nie gestehen wollen, ob nicht in eben diesem Alter ein Lehrer, die Erzieherin ihrer Schwestern, oder auch ein unglücklicher Gefährte Ihnen die viel zu frühzeitige Kenntniß eines Gefühls auf eine unnatürliche Weise gegeben habe, worüber wir Warnungen von Tissot, Zimmermann, und noch neulich von einem Ruppinischen Lehrer, in einem ganz guten Buch über die körperliche Erziehung erhalten haben. Ohngeachtet sie mir dieses nie gestehen wolten, so haben mich doch Ihre verzärtelte Körperanlage, Ihre Blässe, Ihre Neigung zu Krämpfen und Zuckungen, und Ihre zu häufige Klagen über eine nächtliche Schwächung solches vermuthen lassen.

So kamen Sie auf die Akademie, wo ich Sie kennen lernte. Immer noch seegne ich diesen Zeitpunkt, ich erhielt einen Freund von so weichem, gefühlvollem, sanftem Herzen, der sich mit Freuden für andere aufopferte,

und sich selbst vergaß. Um unsre Freundschaft ward ein unauflösliches Band geschlungen.

So eingeschränkt meine Kenntniß von dem natürlichen Ablauf der Dinge auch damals noch war, so stand doch bey Ihnen Folge mit Ursach in so naher Verbindung, daß, wer bey einiger Erfahrung jene kannte, diese gewiß voraus sehen mußte. Sie überliessen sich allen anscheinenden Vergnügungen, anscheinenden sag' ich, denn in der That es waren oder wurden doch bald Ausschweifungen. Ich erzittre, wenn ich noch daran denke, wie man mich einst in Ihre Wohnung rief, weil Sie berauscht von einem Pferde gefallen, und nach einigen Tritten von ihm fortgeschleppt waren. Sie erbrachen sich, und ein schäumend rothes Blut, das aus den Lungen kam), färbte Ihr Becken. Ich will hier nicht sagen, daß Sie in dieser gräslichen Stunde mich, weil ich Sie öfters gewarnt hatte, für Ihren Feind hielten, daß Sie die von dem herbeygerufnen Arzte verordnete Arzeney nicht aus meiner Hand annehmen wollten, weil Sie befürchteten, ich würde Ihnen Gift reichen. Ich Ihnen Gift — der ich wohl alles gewagt hätte, Ihnen die Gesundheit Ihres Leibes und Ihrer Seele wieder zu geben. Indessen genasen Sie, und die Reue, die Sie bezeugten, hätte mich fast bewogen, diesen gewiß traurigen Vorfall zu seegnen.

Allein

Allein diese Frist dauerte nicht lange. Vielleicht war sie ein Produkt der Umstände, vielleicht — doch nein, Sie waren gewiß zu edel dazu; Ihr Herz hätte gern sich nach guten Grundsätzen gestimmt; wer weiß es, warum die höchste Ursach Ihr Herz an Ihr Temperament gebunden hatte? —

Sie verliessen die Akademie. Sie nahmen das zärtliche Andenken von Freunden, die Ihnen nicht fehlen konnten, und mein Bedauren hinweg. In ihren Lebenssitzen arbeitete ein zerstöhrender und untergrabender Feind, ich kannte ihn; statt ihm entgegen zu arbeiten, hatten Sie durch die bekannten und oft genug gerügten Ausschweifungen des empfänglichen Alters ihm Nahrung gegeben. Dieser Abschied ging Ihnen überaus nahe; am letzten Abend erhielt ich folgendes Gedicht von Ihnen:

An meinen Freund.

Freund, unsers Frühlings Freuden fliehn,
Beschwinget eilen sie dahin,
Und sind nicht mehr.
Man jagt uns aus der Tänzer Reihn,
Kein sanftes Mädchen streckt beym Wein,
Die schlanken Arme um uns her.

Wenn Scherz, den Witz und Unschuld führt,
Und Heiterkeit die Stirne ziert,
Mit offnem Blick;
Wenn in der Brust Empfindung wohnt,
Und noch die Sorge seiner schont,
Wie groß ist nicht des Jünglings Glück!

Ihn schuf zur Freude die Natur,
Wie seelig, folget er der Spur,
Die sie ihm weist!
Gesellig eilt die Lust zu ihm,
Stets heiter, niemals ungestüm,
Und lenkt, und hebet seinen Geist.

Für ihn erwuchs der grüne Wald,
Der Amoretten Aufenthalt;
Die Aue blüht,
Und schenkt ihm ihrer Töchter Glanz
Zu einem freundschaftlichen Kranz,
Der seines Mädchens Brust umzieht.

Er fühlt sich hohe Denkenskraft,
Er nützet sie für Wissenschaft;
Ihn reift die Zeit,
Nun spendet er mit offner Hand,
Wohlthätig an sein Vaterland,
Zucht, Heilung und Gerechtigkeit.

Bald vom Gewühl der Pflicht umrauscht,
In tiefen Ernst gesenkt, belauscht
Ihn noch der Scherz;
Die Muse, die im Flügeljahr
Die süsseste Gespielinn war,
Strömt noch Erholung in sein Herz.

Dann aber flieht aus seiner Brust
Auch Mus' und Scherz — welch ein Verlust! —
Nun dein und mein. —
Der Reiz der Sinne stumpft sich ab,
Die Laune gräbt sich schon ihr Grab,
Bald scharret sie der Unmuth ein!

Ic

Ich sah daraus, mit welchem Misvergnügen sie aus einer Periode des Lebens traten, die ich Ihnen nicht zurück, auch nicht länger gewünscht hätte. Indessen hatten Sie recht geweissagt. Ihre Laune, die für Ihre Freunde so viel Angenehmes hatte, erstarb nach und nach, und so wie Ihr körperliches Leben sich mit jedem Tage aufzehrte, so verlohr sich auch die Heiterkeit Ihrer Seele; Ihre Stirn lag in Wolken verhüllt; kein lächelnder Blick wagte es hervor zu brechen.

Und das sah ich denn so mit an. Ich, der den sanften Jüngling mit seiner heitern Laune, aller seiner Schwachheiten ohngeachtet, geliebt hatte, der wahrlich den Mann, ohngeachtet seines itzigen Unmuths noch liebte, wie Ihnen ja mein Herz so gewiß gehört, sah und sehe die Trümmern eines Gebäudes nach und nach einstürzen, das ich in seinem Glanze gekannt hatte, und in mancher bessern Stunde meines Lebens mein Obdach gewesen war. Ich hatte, eh Sie zu ihrer itzigen ernsthaften Heiterkeit kommen konnten, ein sehr trauriges Geschäft auf mir.

Sie hatten, seit dem schon angeführten unglücklichen Vorfall, ein Lungengeschwür bekommen; und Ihr Aussehn, Ihr kleiner aber geschwinder Aderschlag, der sich gegen den Abend immer vermehrte, Ihr Husten, Ihr Auswurf, Ihre Röthe, Ihre nächtlichen Schweisse, verriethen mir leicht das Daseyn einer

einer völlig gebildeten Schwindsucht. Ich sehe Ihre Blutgefässe immer mehr austrocknen, Ihre Kräfte schwinden mit jeder Stunde, die Natur verschmäht die Hülfe aller meiner Vorschriften. Und doch sollte ich helfen. Wenn ich mit Ihrem Vater in Ihr Zimmer trat, wo Sie sich aufhielten, und der ehrliche Greis mich beschwor, doch nichts zu verabsäumen, was ihm seinen Liebling erhalten könnte; wenn Ihre Gattinn mit ihrem Blick an Ihnen hing, und dann mit der ganzen Trostlosigkeit, die in ihm lag, von Ihnen zu mir über ging, wenn ihr Auge nun sanfter, flehender wurde, als wenn ich eine Gottheit wäre, die man nur erweichen müßte; wenn Sie den Knaben, der die Frucht Ihrer zärtlichen Verbindung ist, in Ihren Arm nahmen, auf Ihrem Schoos hüpfen liessen, und dann Ihre Augen zum Himmel empor richteten, und dem Gedanken nachdachten, wenn dieses Kind nun ohne Vater seyn würde.... Ich mag es mir nicht mehr denken, ich weiß, was ich empfand.

Bey dem allen glaubten Sie, Ihr so früher Tod sey unmöglich. Sie klagten ein Wesen der Ungerechtigkeit an, welches doch über unserm Tadel so erhaben ist, welches alles gut macht, und unmittelbar Folge an Ursach heftete.

Alles, was ich thun konnte, war, daß ich Ihr Leben wenigstens so viel als nur möglich

verl

verlängerte. Ich habe es gethan, und daß Sie noch sind, ist ein Beweis, daß ich recht gethan. Dieses grössern Zwecks wegen mußte ich die kleinern lieber nicht erreichen wollen, ich konnte daher zu keinen andern als moralischen Mitteln gegen Ihre Schmerzen greifen.

Freilich war ich nicht immer in der Besiegung der Empfindung des Augenblicks glücklich. Aber nach und nach gelang es mir doch, und ich habe die Freude, Sie durch Grundsätze nicht unempfindlich gemacht — sondern dahin gebracht zu haben, daß Ihre Seele den körperlichen Eindruck minder lebhaft aufnimmt, daß keine Einbildung ihn verfolgt, und daß Sie nun auf dem Punkt sind, mit der Würde eines gesetzten aber gefühlvollen Mannes den grossen Augenblick zu erwarten.

Vielleicht allzuoft haben Sie mir gesagt, wie sehr Sie mir für meine Bemühung sich verbunden fühlten. Wenn ich Anspruch auf Ihren Dank habe, so habe ich sie mir dadurch erworben, denn meine Kunst als Arzt war freilich bey Ihnen längst schon an ihrer Gränze.

Wir haben zweierley Arten von Eindrücken, die unsre Seele zu Handlungen bestimmen; Eindrücke auf ein sinnliches Werkzeug, und Spuren im Sitz der Empfindung von jenen hieher fortgepflanzten Gefühlen.

Jene

Jene, die die Krankheit erzeugte, mußte ich durch diese, auf die ich allenfals mir einige Gewalt verschaffen konnte, besiegen.

„Ich brachte Sie nicht auf die Nothwendigkeit, sich Ihrem Schicksal unterwerfen zu müssen. Der Zwang ist allemal traurig. Ich erregte in Ihnen vielmehr das Gefühl Ihrer Freiheit, als ein denkendes Wesen; ich erinnerte Sie, daß es, allen äussern Gegenständen zum Troß, doch von Ihnen abhänge, unter Ihren Schmerzen sich aufrecht zu erhalten, und sich gegen die Trümmern, die über Ihnen zusammenfallen wollten, mit gesetzten Armen zu stemmen.

„Dann ließ ich Sie bemerken, daß auch der schmerzhafteste Zustand etwas Angenehmes habe. Wir sind nicht gemacht, einen heftigen Schmerz lange auszuhalten; nur Einen Mann kannte ich, der die äusserste Herzensangst einer vollständigen Lungenentzündung ein und achtzig Stunden auszuhalten vermochte; und doch blieb dieser Mann heiter, gesetzt und gefaßt.

Doch verhelen will ich auch nicht, daß Ihnen die Beschwerlichkeiten Ihres Krankenlagers bey weitem nicht das drückendste waren. Ihre Seele lag unter der Last Ihrer eignen Vorwürfe, und das Vermögen, das sie besitzt, sich die Begebenheiten der Zukunft vorzustellen, erzeugte bei Ihnen eine ängstliche Schwermuth, die das leichte Blut

eines

eines Schwindsüchtigen sonst eben nicht zu=
zulassen pflegt. Freilich:

Wer, wenn ihm die Begierde winkt,
Ihr Gift mit langen Zügen trinkt,
Bald lauter Wohllust hauchet,
Bald sich in Saft der Reben tauchet —

O! dessen nahe Spur erreicht
Die Reu gewiß einmal! sie schleicht,
Im Taumel seiner Freuden,
Mit schwarzem Fittig ihn zu kleiden.

Sie waren erreicht, und was der Dichter
weiter von demjenigen sagt, der sich seine
Begierden über den Kopf wachsen läßt,
fand genau seine Anwendung.

Weh ihm, wenn dann, in trüber Reih,
Ihm die geschwärzte Phantasei,
Nur böse Thaten zeiget,
Und von vollbrachten guten schweiget.

Wenn seiner Tage letzter Tag,
Und seiner Pulse letzter Schlag,
Ihm zu den höhern Sphären
Nicht Trost, nicht Lebenstrost gewähren!

Der Mann ist selten, von dem er wei=
ter singt:

Er sieht, mit schon verklärtem Blick,
Noch heiter auf die Welt zurück,
O! und da macht kein Klagen
Des innern Klägers ihn verzagen.

Ihn klagt nicht sein Gewissen an
Um Thaten, die er nicht gethan;
Denn was in seinem Kraise
Er Gutes wußte, that der Weise.

Ich

Ich will Sie, denn es wäre wohl nicht freundschaftlich, an die kleinen Handlungen der Niedrigkeit, und an die Unannehmlichkeiten, die auf sie folgten, nicht erinnern. Sie gründeten sich in den ersten Zeiten Ihres Lebens, und waren Glieder einer und derselben zusammenhängenden Kette. Allein, nun schien es auch, daß Sie, was unser Dichter weiter sagt, leider nur zu lebhaft erfuhren:

> Wähnt nicht, des Lebens graue Nacht
> Mit reuerfüllter Angst durchwacht,
> Werd' euch des Todes Schrecken
> Mit buntgefärbtem Flor verdecken.

Sie ersannen sich selbst neue Vorwürfe, und glaubten, durch diese selbstgeschaffne Quaal einen Theil ihrer Fehler zu büssen, und sich so mit sich selbst zu versöhnen.

Und doch gelang es unsern fortgesetzten treuen Bemühungen, Sie gegen sich selbst billiger zu machen. Sie wurden nun ein weniger strenger Richter, und hielten das genaueste Gleichgewicht zwischen Leichtsinn, der sich alles übersieht, auf einer, und der furchtvollen Angst, auf der andern Seite. Sie traten in den Zustand der Heiterkeit, die nicht gleichgültig bei Empfindungen ist, aber ihre Eindrücke mässigt, und die aus dem, was sie kennt, das zu beurtheilen gelernt hat, was sie nicht kennet.

Dies war der Punkt, wo man Sie erwarten mußte. Sie hatten eine Zukunft vor sich, von der Sie sich, in jungen Jahren, freilich manche erhitzte Einbildung gemacht haben mochten, von welcher sie doch aber, da sie am Rande zu stehn anfingen, sie aufzuschliessen zurück bebten, und nun die Gründe geltend zu machen suchten, die Sie für den Nichteintritt aller Zukunft sich geträumt hatten.

Doch ich darf einen Kranken nicht zu lange in Aufmerksamkeit erhalten: Allein ich bitte mir aus, daß Sie mir erlauben, unsre Gespräche über die Fortdauer unsers bessern Theils, ihrem Wesentlichen nach, nächstens zu wiederhohlen.

Medicinische
Unterhaltungen.

Viertes Stück.

Berlin, den 25sten August 1781.

Es ist wohl nicht ganz unsre Schuld, daß wir so oft im Fall sind, die Wahrheit vom Irrthum nicht unterscheiden zu können. Die Gegenstände unsrer Erkenntniß liegen so vermischt, ich möchte fast sagen, so verworren unter einander, daß man sie nicht ohne Mühe vor einander erkennen kann. Das beßte Mittel zur Wahrheit zu gelangen, ist daher dieses, sich Begriffe zu machen. Denn wenn wir uns bestreben, so viel es möglich ist, die Wahrheit zu erforschen, so stemmen wir uns dadurch mit aller Macht gegen den Irthum.

Was bey dem Menschen sich zuerst entwickelt, ist ohnläugbar Empfindung und Sinn; erst nach einem grossen Zwischenraum bildet sich der Verstand. Wir wenden alle mit einander unsre fünf Sinne, vor dem Verstande an: wir sind gezwungen, unsre Aufmerksamkeit auf die Dinge zu richten, die die Sinne rühren. Wir erhalten auch keine richtige Erkenntniß, wenn nicht die

Empfindung zuvor erregt ward, und durch den berührten Sinn ein gewisser Eindruck entstand, den der Verstand nachmals untersuchen kann, und die Sinne doch wiederum billigen müssen.

Man wird dies nirgends so sehr gewahr, als in einigen Wissenschaften, deren Theorien mehrentheils einander gerade zu widersprechen, und wo man über die mannichfaltigen Streitigkeiten, die nur die Wahrheit einzuhüllen, nicht sie zu entwickeln dienen, nicht weiß, wie man daran ist. Vorzüglich sind die Verborgenheiten der Arzneywissenschaft hierunter mit einbegriffen. Hie und da ein matter Lichtstrahl von Wahrheit, dann kann man Jahrhunderte wieder warten, bis es Tag wird. So ging es mit dem vom Harvey entdeckten Kreislauf, so mit der wichtigen Entdeckung der unmerklichen Ausdünstung, die Sanktorius machte. Und doch geben diese beiden Verrichtungen solche Umstände an, die zur Bestimmung des Lebens und der Gesundheit unumgänglich nöthig sind.

Wo man also im Stande ist, wenigstens im Allgemeinen, die Ursachen und den Sitz der Krankheiten, durch die Anwendung der Sinne zu erhalten, wird es bei dieser Lage unserer Erkentniß gegen die Wahrheit leichte werden, auf ein sicheres Heilmittel zu gerathen. Dies schien Asklepiades, ein sehr guter Arzt, einzusehen, und es soll denn heute mein

mein Geschäft seyn, einige Regeln, die Gesundheit zu erhalten, die man ihm und seinen Schülern zu verdanken hat, und die sich insgesamt auf die Diät einschränken, mitzutheilen.

Wir sind gesund, wenn alle die Theile, aus denen sie bestehen, die uranfänglichen, die den Grund angeben, und die Werkzeuge, die aus diesen erwachsen sind, ein gehöriges und richtig bestimmtes Verhältniß gegen einander haben. Wenn ein Mann, den wir jähzornig, rasch und herschsüchtig gekannt haben, ein Blut aus der Ader läßt, wie wir es sonst von schwammigten Körpern sehen, so kann da diese Uebereinstimmung nicht statt finden, der Mann ist so gewiß krank, wie dieser leztere ein Entzündungsfieber haben würde, wenn er den Puls jenes ersten bemerken liesse. Wenn also eine Verrichtung des Körpers zu stark, oder auch zu schwach gegen die übrigen ist, so ist eine Krankheit vorhanden, die nach Maasgabe des entstandenen Uebels bald milder, bald heftiger ist.

Man muß krank gewesen seyn, um den Werth der Gesundheit lebhaft zu empfinden. Wir fühlen einmal das Verlangen nach einem Gute selten, wenn wir es anhaltend in unserer Gewalt haben, sondern gemeiniglich nur dann erst, wenn wir seiner eine Zeitlang beraubt waren, und unser Verlangen wird

um so brennender, je länger wir es entbehren. Es scheint, ein anhaltender Genuß mache die Begierden selbst schwach, es entstehet in uns eine Tiefe, wir finden in uns einen leeren Raum; wir sehnen uns nach Auslerung, und scheuen jede neue Wiederanfüllung, so lange die Ueberfüllung noch dauret. Daher wünscht man nie so sehr gesund zu seyn als im Zustande der Ermattung; weil man die Vortheile der Gesundheit und gesunder Menschen nicht so sehr beim Genuß empfindet, als wenn man sie nicht zu geniessen hat. Dennoch aber bleibt uns immer die innere Ueberzeugung, daß der kranke Zustand nicht unsrer Natur und unsrer Bestimmung angemessen sei; und wenn sich nun einmal eine unendliche Menge von Krankheitsursachen um uns befindet, um unsre Gesundheit zu untergraben: so giebt es doch auch Mittel, die sogar beschwerlich nicht sind, wenn wir nur guten Willen haben, und unserer Begierden Meister sind, welche wir denn nach der Verschiedenheit des Körpers, der Luft und des Alters, anwenden können, und von denen wir erwarten dürfen, daß unsre Gesundheit wenigstens nicht sogar lange werde unterbrochen werden, und die Pause, die sie machen möchte, minder beschwerlich und anhaltend seyn werde.

Wer den Abend gut verdaut hat, steht am Morgen ohne Gefahr wieder auf. Keine

Ar-

Arbeit ist ihm dann zuwider, er kann alle seine Geschäfte nach seinen Absichten betreiben, und er sieht wieder aufs neue eine Reihe von Tagen vor sich, da er sich eben so gut befinden wird, wenn er vor dem Genuß neuer Speisen sich einer mässigen und leichten Bewegung überläßt. Man kann sich auf allerlei Art solche Leibesbewegungen machen. Ich rechne dahin lautes Lesen, Fechten, Ballschlagen, Rennen, Reiten, Spazierengehen.

Wer sich hingegen nach geendigtem Morgenschlaf übel befindet, Aufstossen, und wohl gar Schmerzen in der Herzgrube hat, der darf nur eine Flasche frisches Wasser trinken, und nachmals einschlafen. Es ist überhaupt sehr zuträglich, wenn die Kälte nicht hindert. Kaltes Wasser im Munde zu halten, ist oft noch besser, da das Trinken sonst während der Hitze oder Schweisses zuweilen nachtheilige Gerinnungen und Krämpfe erzeugt hat. Wer sich sehr erhitzt hat, darf nur Essig in den Mund nehmen, und darinn behalten. Ein gutes Mittel ist auch das Reiben unter diesen Umständen, bei flüssiger Diät. Indessen thut jedermann wohl, sich gleich nach dem Essen vor sitzenden Geschäften, vor starken Leibesbewegungen, und vor angreifenden Kopfarbeiten in Acht zu nehmen, denn mehrentheils thut es gut, erst die Verdauung abzuwarten.

Ein gar zu unthätiges Leben ist nie vortheilhaft. Es macht die körperlichen Kräften mit jedem Tage stumpfer und ermatteter, und führt also ein frühzeitiges Alter herbey. Aber eben so wenig ist eine übertriebne Anstrengung wieder nützlich. Am mindsten nachtheilig ist noch die Unmässigkeit im Trinken, minder sag' ich wenigstens, als wenn man über seine Kräfte isset; der Grund liegt darinn, daß sich Flüssigkeiten leichter verdauen und ausführen lassen.

Wenn man sich mit Speisen überladen hat, muß man sich vor Erhitzung und vor Erkältung hüten, man muß sich folglich nicht bewegen, und keine irgend angreifende Arbeit vornehmen. Hitze und Kälte, sagt Celsus, schaden uns weniger bei leerem als bei vollem Magen. Wenn man voraus sieht, daß man in langer Zeit nichts zu essen bekommt, sagt eben derselbe, so muß man sich vor aller Arbeit in Acht nehmen. Der Hunger, versichert Hippokrates, verträgt keine Anstrengung. Gegenseitig folgt daraus, daß man sich zu angreifenden Arbeiten und Geschäften gehörig mit Nahrungsmitteln zu versehen hat.

Man muß seine Art zu leben nicht schnell umändern, selbst da nicht, wo es offenbar zum Vortheil geschehen soll, und mit der Zeit geschehen mußte. So muß man sich nicht auf einmahl des Tobackrauchens oder

Schnu-

Schnupfens enthalten, nicht auf einmahl; wenn man zum Trunk leider gewöhnt ist, sich die geistigen Getränke abgewöhnen; ja selbst in den Ausschweifungen der Liebe nicht mit einem mahle ganz von dieser Art der Ausleerung abbrechen. Alles dieses geschiehet am besten nach und nach. Nur Schade, daß man eher fähig ist, mit aller gegen sich angewandten Strenge eine böse Gewohnheit von Stund an abzulegen, als den Begierden dann zu widerstehen, wenn sie schon einige Befriedigung erhalten haben. Wenn man den Ort seines Aufenthalts verändert, ist es daher besser, dieses lieber im Anfange des Winters zu thun, wenn man von einer gesunden an eine ungesunde Gegend kommt; und begiebt man sich wieder aus ungesunden Oertern an gesunde, so geschieht es am bequemsten im Anfang des Sommers. Der Grund davon ist der eben gesagte.

Wenn man aus einigen Kennzeichen schliessen müßte, daß die Gesundheit leiden werde, und uns eine Krankheit bevorstehe; so muß man sie besonders gleich zu Anfange aufsuchen, und folglich um sie aufzusuchen, sie kennen lernen, denn sonst wird unsre Vorsicht öfters zu spät seyn. Wem es nun z. B. nachdem er viel gesessen und schriftlichen Geschäften obgelegen, so trübe, so dunkel vor den Augen wird, wer einen bittern Geschmack im Munde hat, oder wer bei sich verspührt, daß

es in seinem Unterleibe nicht richtig sei, muß sich nüchtern und ungegessen schlafen legen. Und hätten sich beim Erwachen diese Umstände noch nicht durch den Schlaf verlohren, so kann er sich noch den Tag über im Bette halten, und zu Ende des Tages aufstehen, sich eine mässige Leibesbewegung durch langsames Spazierengehen machen, und hierauf wieder etwas Speise zu sich nehmen, so werden sich alle seine Kräfte wieder einfinden, und er wird sich gänzlich erhohlt haben. Wenn er aber oft gähnen muß, in seinem ganzen Körper und in allen Gliedern so träge ist, unruhigen Schlaf und Träume hat, oft aus dem Schlaf aufschreckt, zu nichts Lust hat, und zu allen Geschäften verdrossen ist, wenn seine Sinne stumpf sind, die Verdauung unregelmässig ist, der Abgang übel riechet; wenn die Finger gelb aussehen, oder der Körper ungewöhnlich blaß aussieht, und man bald blaß bald roth wird, oder wieder bald von Frost, bald von Hitze befallen wird, wenn sich ein Schauer einfindet: so ist das allerbeste, was man thun kann, die Ruhe und die Enthaltsamkeit von Speisen.

Man irret sich sehr, sagt **Celsus**, wenn man gemeiniglich glaubt, man werde die Unpäßlichkeit durch Leibesbewegung, Bäder, erzwungene Ausleerungen, als durch Erbrechen, Schwitzen, oder durch Wein heben. Ich will nicht sagen, daß es nicht zuweilen

damit

damit gelingen, oder mein Vorschlag allemal von der Genesung begleitet sein sollte, allein man täuscht sich das mehrste mahl. Die Enthaltsamkeit ist das einzige gefahrlose Mittel.

Eine der nöthigsten Gesundheitsvorschriften ist die, die uns lehrt, unsern Körper immer in einer gleichförmigen Ausdünstung zu erhalten; allein darunter ist nicht zu verstehen, daß man sich in Schweiß versetzen soll. Das ist schon zu weit gegangen, und Uebermaasse ist überall schädlich. Man muß nicht zu viel hungern, noch sich zu satt essen, sagt Hippokrates, denn der Gesundheit ist nichts Uebertriebnes zuträglich. Die Natur haßt, was zu viel ist, und nur was nach und nach geschieht, ist dem Körper heilsam. Der Magen nimmt, nach Sanktorius Wahrnehmung, nicht viel Speisen mit Bequemlichkeit auf; wer das nicht bedenkt, verdaut nicht gut, ersetzt die verlohrnen Theile des Körpers nicht hinlänglich, und dunstet nicht aus. Allein wenn man mässig speiset, so erhalten alle Werkzeuge des Körpers in einer gewissen Gleichförmigkeit den Ersatz ihres Verlustes; die Kräfte der Maschine werden nie zu sehr angestrengt, und eben darum desto eher fähig sein, alle Geschäfte des Lebens mit einer gewissen Munterkeit zu vollstrecken; der Nahrungssaft wird gehörig verarbeitet, und wirklich nährend werden, ja den Abgang der

schädlichen und überflüssigen Theile selbst befördern.

Wenn die Gesundheit aber auch noch so vollständig ist, so muß sie sich doch allmählig selbst untergraben, indem nach und nach die flüssigen Theile immer mehr verfliegen, und die festen abgerieben werden. Allein eine gute Verdauung und eine freie Ausdünstung kann das Ziel sehr weit hinaus setzen, und es steht in unserer Gewalt beide zu erhalten. Diese der Natur angemessene Lebensordnung ist also die einzige allgemeine Arzenei, die möglich ist; sie bewahrt vor Krankheiten, und breitet uns zum langen Leben.

Die Gesundheit leidet durch zweierley am allermeisten, einmal durch die Unthätigkeit und beständige Ruhe, und dann dadurch, daß man eher neue Speise zu sich nimmt, eher die alte verdaut ist. Die erstere ist unserer Bestimmung gänzlich zuwider, und es ist gar keinem Zweifel ausgesetzt, daß Leute, die ein träges Leben geführt haben, am allerwenigsten im Stande sind, im Fall der Noth, andre schwere Arbeiten zu übernehmen, ohnerachtet vielleicht mancher glaubt, daß sie das ganze Maas ihrer Kräfte noch voll hätten.

Die Abwechselung ist immer gesunden Körpern zuträglich und angenehm. Man muß sich nicht an einerley Art zu leben gewöhnen, wenn man nicht gewiß weiß, diese Art immer beibehalten zu können. Man muß jeder

jede Art der Witterung, allerley Speisen, aller-
lei Getränke vertragen können, um gesund
zu heissen; diese Abwechselung ist ein Zei-
chen der Gesundheit, wenn man sie ohne
Nachtheil ertragen kann. Da wir uns nun
an alles gewöhnen können, so wird es zur
Regel, uns an die Abwechselung zu gewöh-
nen, und nie an einerlei Regel zu halten.
Doch gilt dieses freilich nur von robüsten
Körpern. Ein Rath des Celsus, dem
Boerhaave, dieser grosse Mann, zustimmt.
Allein dem ohngeachtet bleibet es um nichts
weniger gefährlich, nach starken Leibesbewe-
gungen einer langwierigen Ruhe zu pflegen,
nach angreifenden Arbeiten viel Speise zu
geniessen. Da die verlohren gegangenen
Kräfte flüchtig und fast geistig waren, so
werden sie auch am geschwindesten und am
sichersten durch eine ihnen nachahmende Diät
ersetzt, das heißt, durch flüssige und die Kräfte
erweckende Speisen.

Wer zu viel getrunken hat, muß nicht
essen, und wer zu viel gegessen hat, nicht
gleich nach der Mahlzeit arbeiten. Die
Natur verlangt, daß man Hunger und Durst
befriedige, allein man muß nicht mehr, und
freilich auch nicht weniger geniessen, als man
verdauen kann. Die alten Aerzte scheuten
nichts so sehr als unverarbeitete Speisen.
Schädlich, höchstschädlich ist es, wenn man
weiß, daß man noch nicht verdauet hat, und

man

man kann es am Aufstoßen und andern Zeichen wissen, wieder zu essen. Wasser getrunken, sie zu verdünnen, sie mild und minder scharf zu machen; und Ruhe, um die Lebensgeister zu keiner andern Verrichtung des Körpers abzuleiten, ist das beßte, so man erwählen kann.

Aber, was soll man essen? — Fragt der Gesunde, oder ein Kranker? Der Kranke wann er ein hitziges Fieber hat, soll lieber gar nicht, oder ganz flüssig essen; der Langwierige, was seine Stockungen zertheilen, ihre Ausführung befördern, und allmählig Kräfte geben kann. Dieser also lieber Fleisch, als Speisen, die bei längerm Aufenthalte leicht sauer werden; wie leicht wird nicht ein Zugemüse im Sommer sauer, was soll nicht bei einigem Verweilen in schwachen Verdauungswerkzeugen geschehen? — Der Gesunde muß nicht fett essen, Speisen aus dem Pflanzenreich sind unsrer Natur nicht zuwider, wie einige gemeint haben. Doch macht die Jahrszeit hier einen wichtigen Unterschied. Zur Frühlings- und Sommerszeit sind Garten- und Feldfrüchte die beßte Nahrung, doch muß man beinahe mehr trinken als essen; im Winter kann die Nahrung konsistenter sein. Im Herbst muß man nicht unter freiem Himmel, oder bei offenen Fenstern schlafen, und des Nachts wohl bedeckt sein.

Der

Der Frühling ist die gesundeste Jahrs-
zeit, nach ihm der Winter. Verdächtiger
ist schon der Sommer, am gefährlichsten
aber ist der Herbst. Der Herbst ist darum
fürchterlich, weil wir jählinge Abwechselung
nicht gut ertragen, und in diesem Monat der
von der Tageshitze erschlafte Körper von
der darauf folgenden kalten Nachtluft zu ge-
schwinde befallen und angestrengt wird.
Sanktorius hat bemerkt, daß wir vom
Herbst an bis in den Winter jeden Tag um
ein beträchtliches weniger ausdünsten, und
erst gegen das Frühjahr die Ausdünstung wie-
der freier wird. Diese zurückbleibende Aus-
dünstung wird in dem von der Wärme ohne-
hin aufgelöseten Blute um so schärfer und
krankhafter, und daher entstehen die Gal-
lenfieber, die Faulfieber, die fauligten Aus-
schlagsfieber, die Durchfälle, die Ruhren.
Es folgt daraus von selbst, daß man alles
vermeiden muß, so die Ausdünstung unter-
drückt, und besonders, wenn eine dergleichen
Ursache plötzlich den Körper befällt. Auch
Leidenschaften gehören hieher; der vortrefli-
che Beobachter der Ausdünstung, den wir
schon oft genannt haben, bemerkt, daß wer
traurig und angstvoll zu Bette geht, weniger
ausdünstet, und Hoffnung, Verlangen, Freude
und Unwille die Ausdünstung befördern. Alle
Arzneimittel, die die Ausdünstung stören,
die sie zu stark oder zu schwach machen, muß
man

man daher so lange man gesund ist, verm
den. Sitzende Personen sind freilich n
ganz gesund, und diesen ist also gar nic
untersagt, sich öfters mit kaltem Wasser
waschen, sich allerlei Leibesbewegungen
machen, sich reiben zu lassen, im Somm
zu baden, und zu schwimmen, ohngeacht
dieses lauter Dinge sind, die auf diese so mer
würdige und bis zum Sanktorius verkann
Verrichtung unsers Körpers viel Einflu
haben.

Wer schnell verdauet, kann Mittagsruh
halten, und herbe Getränke trinken. W
schwer die gewöhnliche Erleichterung b
kömmt, kann sie durch dünne und süsse Wein
leichte Speisen, und besonders aus der
Gewächsreiche befördern. Wo die Gedärm
nicht Kraft genug haben, die wurmförmig
Bewegung zu unterhalten, und die Speise
von einer Gegend zur andern im Verdau
ungskanal fortzustossen, wo die Fleischfaser
unreizbar, und die Nerven nicht empfindlic
genug sind: da wird ein rother Wein, ein
mehr thierische als pflanzenhafte Diät, un
ein gelinde reizendes und aufweckendes Ge
würz bessere Dienste leisten, als die häufige
Abführungen, die die Darmfasern nur noc
mehr erschlaffen, nur auf eine sehr kurze Ze
ihre Dienste thun, und gewöhnlich eine noc
hartnäckigere Verstopfung zurück lassen.

Vor

Von Getränken ist denen, die keinen Wein trinken, oder aus ökonomischen Ursachen nicht trinken können, ein leichtes braunes gut gegohrnes Bier am zuträglichsten. Wasser vermischt sich nicht mit Fett, jede Speise hat Fetttheile, folglich sind Biere, die sich mit allen Theilen der Speisen vermischen, der Absicht der Natur am gemässesten, es sei dann ein Körper stark genug, durch seine eigenthümliche Wärme jenen Mangel zu ersetzen; so kocht das Fleisch mit Wasser beim Feuer. Warme Getränke verdienen in keiner Rücksicht Empfehlung, desto mehr kaltes Wasser und Wein, Honig und Essig, oder Essig allein. Der Essig ist von grossem Nutzen, besonders diejenige Säure, die wir aus Blättern und Früchten erhalten können.

Der Sommer löset das rothe Blut auf, daher sind die sauren Früchte und Weine im Herbstmond überaus zuträglich. Der Winter verdickt das gelbe Blutwasser, und macht eine dicke Gallerte daraus; es dient nichts so sehr sie aufzulösen, als die Kräuter, die der erste Frühling bringt. Auch die Milch, die überhaupt eine gesunde Nahrung ist, ist dann am heilsamsten, wenn das milchgebende Thier die neuen Kräuter schon weiden kann. (*)

B. D. R. S.

(*) Ich danke dem ungenannten Herrn Verfasser, der mir den vorstehenden Aufsatz zur Bekanntmachung in dieser Schrift mitgetheilt hat,

hat, aufs verbindlichste. Seine Rathschläge und Schlüsse sind allerdings überdacht, aus den ersten Schriftstellern der Kunst, einem Celsus, Sanktorius und Boerhaave, mit Ueberlegung ausgehoben, und zur Befolgung auch in unserm Erdstrich heilsam. Mit eben dem Dank werde ich von ihm und andern Aerzten ähnliche Aufsätze annehmen, und sie als eine Zierde meiner Schrift einrücken.

Uebrigens finde ich in diesen Grundsätzen viel ähnliches mit einer Schrift, die ich vor mehrern Jahren gelesen habe, und die zur Absicht hatte, die ganze Heilkunst auf eine reine Diätetik einzuschränken.

Der Herausgeber.



Medicinische Unterhaltungen.

Fünftes Stück.

Berlin, den 3ten Herbstmond 1781.

Vor nicht langer Zeit gab es in dem Dorfe einer grossen Provinz einen Bauer, der durch unverschuldete Widerwärtigkeiten um sein Eigenthum gekommen war, der hieß Johann. Der Unglückliche flüchtete sich mit dem kleinen Ueberrest seines ehemals nicht unbeträchtlichen Vermögens zu seinem Schwager, Martin, der in einem andern Dorfe derselben Provinz wohnte, und fand hier die treuherzige Aufnahme, die man freilich, seit der immer mehr zunehmenden Moralität und Menschlichkeit, eher in der Hütte, als im Pallast zu suchen hat. Auch hätte Schwager Martin ihm diese thätige Unterstützung gern auf seine ganze Lebenszeit gegeben, wenn ihm nicht Johann selbst um einen Rath angelegen hätte, wie er durch Betriebsamkeit und Fleiß sich wieder selbst erhalten könnte. Sie hatten darüber an einem Winterabend eine sehr ernstliche Unterredung, und das Ende derselben war der Entschluß, daß der herunterge-

kommene Johann ein Doktor werden sollte. „Unternehmen, sagte der Schwager, mußt du freilich wieder etwas; dein Lebelang dich bei andern Leuten herumzutreiben, würde ich dir nicht gut heissen, und wenn du mein Feind wärst; sieh! und da fällt mir nun ein, als ich neulich in der Stadt war, und zum Doktor kam, daß da eine Menge Menschen stund, und der Doktor doch wahrhaftig weiter nichts that, als was du und jeder andere ehrliche Christenmensch auch thun konnten. Laß du mir nur die Besorgung über.“ Gesagt, gethan. Schwager Martin fuhr am folgenden Tage hinein in die Hauptstadt, kaufte einen grossen Schlafrock, Müze, und Pantoffeln, ausserdem aber ein grosses Buch, das ihm der Buchhändler daselbst hatte vorschlagen müssen. „Nun, Schwager, der Dokter ist fertig; zieh die Sachen an, und dann setz dich hin, und studire, fürs übrige laß mich sorgen.„ Von Stund an hatte Johann nichts angelegeners, als Tag und Nacht über dem Buch zu sitzen; aber sein Gehirn war ein Felsen, aller eingestreuter Saame der Heilungskunde wollte nicht Boden gewinnen. Nachdem er endlich meistens mit dem Buch zu Ende war, fand er einen Anhang, in welchem vorgeschrieben war, wie man auch durch die geheime Kraft gewisser Wörter Krankheiten kuriren könne. Das wird eher gehen, dachte Johann, und der völlig

entwichene Muth fand sich wieder ein. Sein Schwager freute sich aufs mindeste über diesen Einen Zweig, wodurch Johanns Erwerb gesichert ward, half ihm die Amulete schreiben, und ging dann von Dorf zu Dorf, um in den Krügen die Nachricht bekannt zu machen, welch ein Wundermann in dem Dorfe *** angekommen sei. In diesem Dorfe hatte sich Johann niederlassen müssen, und er selbst hütete sich wohl, sich als seinen Schwager bekannt zu machen. Nach einigen Tagen war des neuen Doktors Wohnung voller Neugierigen. Johann, mit der angenommenen Amtsmine, fragte sie aus, und dann gab er denen, die es begehrten, die Zettel, die sie um den Hals hängen sollten, wobei er einem jeden sagte, welche Wirkung das Amulet haben sollte, bei diesem nemlich sollte es purgiren, bei jenem Harn, beim dritten Schweiß treiben. Der größte Haufen indessen wartete mit Ungeduld auf die Wirkungen des bezauberten Papiers, und siehe da! ein jeder hatte wirklich den Erfolg verspührt, den Johann prophezeit, und die geschäftige Einbildungskraft des Kranken bewerkstelliget hatte. Nun hatte Schwager Martin gar nicht mehr nöthig, die Hebamme von Johanns Ruhm abzugeben. Er erzeugte sich von selbst, und alle Oerter der umliegenden Nachbarschaft erschallten hundertzüngig von der Geschicklichkeit des in ***

 ange-

angekommenen Doktors. Izt kam es nicht mehr darauf an, ob die geweissagte Wirkung erfolgte, oder nicht. Man glaubte es schon nicht mehr, wenn jemand Doktor Johanns Amulete verdächtig machen wollte, und suchte eher den Grund der nicht erfolgten Heilung in der bösen Gemüthsart des Kranken, als in einem Mangel des neugebacknen Arztes. Dieser Lärm mußte endlich das benachbarte Medicinalkollegium erwecken, welches denn für nöthig fand, den Johann vor sich zu laden, um theils von seinem Verfahren Rechenschaft zu fodern, theils ihn zu prüfen, ob er vielleicht wirklich, gleich jenem Schäfer bei Paris, die Gabe hatte, eine Krankheit, zwar nicht, wie die Herrn Doktoren, zu definiren, aber doch zu heilen, und ihnen vielleicht gern dagegen die schulmässige Erklärung auf Kosten der Heilung erliesse. Johann erschien am bestimmten Tage. „Meine Herren, sagte er, ich habe nichts böses gethan; ich habe keine Arzenei gegeben, sondern den Leuten Zettel um den Hals gehängt; haben diese die Wirkung gehabt, die ich ankündigte, so hab ichs unserm Herr Gott zu danken. Indessen ist da draussen mein Schwager, der wird Ihnen mehr sagen können; mir selbst hat der Himmel zwar die Gabe der Heilung, aber nicht die Fähigkeit einer beredten Zunge verliehen.„ Verabredetermaassen hatte Johann also gesprochen,

auf

auf Begehren des medicinischen Gerichts erschien nun der sachwaltende Martin." Ich läugne nicht, sprach Martin, daß ich es bin, der meinem Bruder den Rath gegeben hat, in der Heilkunst sein Glück zu machen. Als er unglücklicher Weise aus einem wohlhabenden Landmann ein ärmer Teufel, der hatte verhungern müssen, geworden war, fragte mich niemand: wovon will Johann leben? er muß doch Brod haben, wer will ihm das geben? Ich hatte gesehn, wie so manche Herrn in der Stadt ihr reichliches Brod durchs Kuriren haben, und doch so oft Schaden dabei thun; warum sollte ich meinem Bruder nicht das Nützliche dieses Erwerbs verschaffen, ohne jemand Unheil zuzufügen? Ich sehe also dabei nichts Unrechtes.„ Indessen fanden die Aerzte doch für nöthig, diesem zudringlicher Herrn Kollegen die fernere Ausübung seiner Kunst zu untersagen. Das schadete aber dem Doktor Johann gar nichts. Er zog mit seinem Schwager in das Gränzdorf eines benachbarten Fürstenthums, in welchem man noch aus der naiven Erzählung eines ungesetzlichen Richterspruchs einen Hochverrath schmiedete, die edle Kunst, die Leute durch Wohlmeinen ums Leben zu bringen, gar weislich in Jedermanns Händen ließ, und folglich aus seinem Bezirk die sichere Zuflucht eines jeden gekränkten Scharlatans machte, vielleicht um dadurch ein Land mit Anbauern

zu versehen, das durch die Flucht aller denkenden Biedermänner zur Wüsteney zu werden drohete. Und hier trieb denn Johann sein heilendes Gewerbe bis an sein spätes Ende, zum Trost der Wäscherinnen, und zum Beweise der Allgewalt unsrer Einbildungskraft. (*)

Consili, ein vor vielen Jahren in unsern Gegenden bekannter Mann, heilte ebenfals, und das auf gar eigne Art, wovon ich einige Beispiele anführen will, die zum Beweise dienen mögen, daß es ihm nicht an Erfindung gefehlt habe. Der einzige Knabe eines sehr vornehmen Hauses hatte die fallende Sucht. Man hörte vom Consili, und ließ ihn rufen. Allein Consili versicherte, daß er zwar die Gabe besitze, gemeine Leute zu heilen, allein seine Kunst sei bei vornehmern Ständen verlohren. Man begrif nach und nach aus seinen hingeworfnen Reden, daß er sich nicht unterstehe, mit dem Kinde eines Ministers eben so umzuspringen, als mit einem Bauerknaben; da aber der Vater der Mutter vorstellte, daß ein so kranker Knabe für sie doch ein höchsttrauriger Anblick sei, und ihnen unter diesen Umständen selbst sein Verlust erträg-

(*) Ich bürge für die Wahrheit dieser Erzählung mit einem sehr glaubwürdigen, redlichen und einsichtsvollen Manne, der mir sie mitgetheilt hat.

Der Herausgeber.

erträglicher scheinen müßte, so willigte sie endlich auch ein, das Kind den Händen des Tonsili zu überlassen. Dieser verschloß sich bei einbrechender Nacht mit dem Kinde in das entlegenste Zimmer des Hauses, ließ sich alle Schlüssel zu demselben aushändigen, und versicherte, daß jeder, der einzudringen wagte, mit seinem Leben büssen sollte. Indessen kann man leicht erachten, daß man von aussen dennoch so viel als möglich auf seine Handgriffe Acht geben ließ. Kaum war er mit dem Kinde allein, so befohl der ältere Gaßner dem Knaben mit dem schrecklichsten Ton ein ewiges Verhalten seiner Zuckungen, dann aber fing er mit ihm an zu spielen, warf ihn aus einer Ecke in die andere, unter allerlei abentheuerlichen Reden, Witzeleien und Geberden. Die Gichter erschienen, und Tonsili zog den armen Verzuckten auf eine hönische Art damit auf, rollte ihn wie einen Ball auf dem Boden, und untersagte ihm nun einen Rückfall aufs ernstlichste. Er sollte wirklich kommen, allein der Knabe schien ihn zu unterdrücken, und er erfolgte nicht. Endlich gewann Tonsili so viel, daß auch nicht einmal eine Neigung zur Sucht, die sonst alle Stunden angetreten war, sich zeigte; der Morgen war angebrochen, er wartete noch eine Weile, und dann überlieferte er das Kind den Eltern, die es nachmals wirklich auf immer geheilt

fanden. — Zu einer andern Zeit sandte man ihm einen Mann, der engbrüstig war, und von dem man ihm sagte, daß diese Engbrüstigkeit zwar wahrscheinlich eine Vollblütigkeit zur Ursache habe, daß man aber den Kranken dennoch niemals habe zum Aderlassen bewegen können. „Schurke, (redete ihn Consili an, da er nun gekommen war,) ich will dich gehorchen lehren, du sollst mir den Augenblick Ader lassen.„ Der Kranke gerieth über diese schmähende Anrede in die äusserste Wuth, und war ohne Gewalt itzt weniger wie je geneigt Blut zu verlieren. Allein dafür war gesorgt, denn ein paar starke Kerle mußten ihn halten, und die Ader ward ihm mit Gewalt geöffnet. Sobald er verbunden war, erklärte ihm Consili die Gründe seines Verfahrens, das ihm um so eher vergeben und belohnt ward, da der Erfolg ebenfalls erwünscht ausfiel. Dieser Scharlatan war in allen Fällen überaus fruchtbar an neuen Mitteln, die Leidenschaften zu erregen; dies war die Zauberkraft, die er besaß, und da er sie nie anders als da, wo sie passend war, anwandte, so kam er bald in einen ausgebieteten Ruf. Ich führe davon kein Beispiel weiter an, allein es glückte ihm jedesmal, wo er es nöthig fand, Zorn, Furcht, Angst, Abscheu oder andre ähnliche Leidenschaften zu erregen.

Aber nun auch ein ähnliches Beispiel von einem Arzte, und ich sage alles, wenn ich ihn nenne, von einem Boerhaave. — Ein Mädchen verfiel in dem Armenhause zu Harlem auf ein gehabtes Schrecken in Verzuckungen, die sich zu gewissen Zeiten wieder einstellten. Ein andres Mädchen sieht diesem zu, oder will ihm behülflich sein, und verfällt ebenfals in Zuckungen; den folgenden Tag noch ein andres, endlich ein drittes, ein viertes, und so fast alle Knaben und Mädchen des Armenhauses. Alle Hülfe der Aerzte war vergebens: man rief den Boerhaave, der aus innigem Mitleiden die Reise nach Harlem unternahm. Der grosse Mann fand gleich, daß durch die Einbildung die Zuckungen von einem Kinde aufs andre sich fortpflanzten, und nun schloß er, daß sie auch durch eben die Kraft geheilt werden könnten. Er ließ daher in ein Zimmer des Hauses kleine eiserne mit feurigen Kohlen angefüllte Oefen setzen, und darinn eiserne Haaken glühend machen. Dann ließ er samtliche verzuckte Kinder in dem Zimmer zusammen kommen, und redete sie mit dem drohendsten Ernst an, indem er sie versicherte, daß der erste, der nur in Zuckungen fallen würde, den Arm entblössen und dann auf einer von ihm anzuzeigenden Stelle das Fleisch bis auf die Knochen durchbrannt werden sollte. Die stärkere Vorstellung, sagt Boerhaavens

Schwiegersohn, dem ich nach erzähle, tödtete die schwächere, und das angedrohete schreckliche Verfahren machte, daß alle Kinder auf einmal geheilt waren. —

Es gehört für die Klasse von Schriftstellern, zu der ich mich bekenne, so viel es an ihnen ist, Vorurtheilen zu begegnen, die nicht ohne Nachtheil fürs Allgemeine sind, und ich zähle unter diese Vorurtheile dreist das überaus grosse Vertrauen, das selbst vernünftige Leute in die Kunst eines angeblichen Wundermanns, der sich den Aerzten an die Seite stellt, setzen.

Dies Vertrauen ist sehr gemein. Nicht nur in denen von den grossen Städten entlegenen Provinzen, sondern in diesen Städten selbst, wo man doch Aufklärung des Verstandes und Befreiung von dem Irrlicht des Aberglaubens vermuthen sollte; unter Männern, denen man diese Aufklärung zum Theil mit zu verdanken hat, ist der Glaube an die geheime Kraft gewisser Personen und Dinge zu Hause. Dieser Glaube wird durch allerlei Thatsachen, denen man ihre Wahrheit nicht abläugnen kann, gegründet, und ich habe eben darum mit solchen Begebenheiten den Anfang gemacht, die man als geschehen allerdings annehmen muß.

Man braucht das menschliche Geschlecht nur sehr wenig zu kennen, um diese Anhänglichkeit an Wunder in allen Zeitaltern aufzu-

zusuchen. Ich will hier des Hermes, der egyptischen Zauberer, des Davids, der die Raserei des Saul vertrieb, des Asklepiades, dessen Zaubermittel ebenfalls Musik war, nur nahmentlich erwähnen. Weiter erzählt der Sammler Plinius, daß M. Sevilius Nonian triefende Augen, durch Amulete geheilt, und der trefliche Plutarch vom Perikles, daß er zur Zeit der Pest ein Amulet getragen habe. Der Arzt Trallian räth selbst gegen das Darmgrimmen gewisse Worte und Charaktere an, und die Kaiserinn Eudoxia trug an einer geheimen Stelle dergleichen magische Zeichen, um von einem todten Kinde, das sie trug, glücklich befreiet zu werden.

Vor sehr kurzer Zeit machte sich im Reich ein Thaumaturg bekannt, dessen Heilingsweise sich nun auch in natürliche Mittel aufgelöset hat; den berüchtigten Gasner will ich kaum nennen; der Ritter St. Germain, der Christum gekannt haben will, der Artepius, der 600 Jahr alt seyn soll, der Schröpfer, der sich bei Leipzig erschoß, lauter Männer von höherer Heilkraft, finden auch noch immer ihre Freunde oder Gläubigen.

Allein ausser dem allgemeinen Kredit, den die sogenannten Arkana überall finden, und doch eben, weil sie Geheimnisse sind, nicht finden sollten, ernährt eine jede grosse Stadt

ihre

ihre weise Frau, die Inhaberinn eines Pflasters für alle Wunden ist, aus dem Kaffee gut Glück sagt, streichen und besprechen kann; sondern auch ihren Schäfer, ihren Scharfrichter. Und daß ja der Wundermann nur aus der geringsten Klasse sei, die Gnade des Himmels sichtbar zu machen, die sich nicht an Stand und Würden bindet, sondern ohne Unterschied jedermann ertheilt werden kann, den die Gestirne dazu ausersehen haben.

Ich darf unserm Publikum gewiß nicht erst die Namen zwei solcher Leute nennen, die bei einem jeden noch in frischem Andenken stehen. Kaum hatte sich der Zulauf zu einem Manne, der bestimmt gewesen war, Rinder und Kühe zu bewachen, und den der Himmel, (wie ehmals geschehen seyn soll) von der Heerde weg rief, um sich der Gesundheit unsrer preßhaften Mitbürger anzunehmen, etwas gestopft; unterdessen noch unablässig unser berühmter Astrolog dem Mann von Range und dem Handwerksburschen, der Köchinn und ihrer gnädigen Frau das Register ihrer Erobrungen, die Zahl ihrer Lebenstage, die merkwürdigen Vorfälle, die ihnen zugestossen waren, und die jedermann, der nicht vom dritten Jahr in einen Thurm versperrt worden, begegnen, mit heischer Stimme für einige Groschen verkündigt; als die Szenen sich veränderten, und ein Mann auf die Bühne trat, der nichts geringers als die Kunst besaß, durch geheime Zauberworte

die

die Strahlen des Mondenkörpers in ein Heilungsmittel zu verwandeln. Der liebliche, stille, silberne Mond! Wie manchem hatte er nicht da gestanden, wenn er Abends unmuthig nach Hause ging, nachdem ihm auf die höflichste Weise sein ganzes baares Vermögen in einem freundschaftlichen Gesellschaftsspiel abgenommen worden, und Ruhe und Heiterkeit in seine Seele geflößet. Wie mancher Liebhaberinn hatte er nicht Theil an denen Klagen zu nehmen geschienen, die eine verborgene Sehnsucht, eine unbelohnte Liebe, oder eine gehässige Untreue erpreßt hatten. Wie manchem hatte er nicht vorgeleuchtet, wenn er auf gut Glück ausging, und, statt einer Erobrung, Husten und Schnupfen, oder noch etwas Aergers mit nach Hause nahm. Nennen die Adepten ihr Silber nicht Mond? Wer kennt nicht den Einfluß der Lunarischen Geister? Macht der Mond nicht Ebbe und Fluth? Zeigt er nicht augenscheinlich, wie sehr er für das Wohl unsrer Damen besorgt sei, die sich gewiß nicht wohl dabei befinden, wenn er ihnen seine vorgebliche Fürsorge entzieht? Die Römer mußten doch wohl ihre Ursache haben, warum sie die Göttinn der Jagd und der Nacht auch zur Vorsteherin des Wochenbettes machten, und wenigstens alle Krankheiten des schönen Geschlechts auf die Rechnung der nächtlichen Königinn schrieben.

Bei

Bei dem günstigen Vorurtheile, das also der Mond schon in allen empfindlichen, und besonders in den weichern weiblichen Herzen fand, mußte ein Mann sich die günstigste Aufnahme versprechen, der seine Einschlüsse nach seinem Willen regieren zu können vorgab. Er erschien. Das Volk, zwischen welchem und den Wundermännern von je an ein Seelenverständniß geherscht hat, fiel ihm stromweise zu, der Enthusiasmus für den einfachen Wunderthäter breitete sich immer weiter aus, und die Zimmer des himmlischen Arztes waren gepfropft von Hülfesuchenden Elenden voll. Dieser Mann nahm für seine Heilung nichts, das heißt, er foderte nie eine Belohnung; allein die Geschenke der Dankbaren durfte er doch nicht verschmähen, und sie waren nicht unbeträchtlich, da doch wohl mancher Luzinens Vertrauten dadurch bewegen wollte, ein paar wohlthätige Strahlen mehr auf seinen erkrankten Körper fallen zu lassen.

Anfangs versprach dieser wunderthätige Arzt zwar seine Heilkraft nur gewissen Kranken; er verband auch noch nicht, wie in der Folge, mit seinen an den Mond gerichteten Zauberworten, Arzeneien.

Um diese Zeit ward er über sein Verfahren geprüft; man fand wenigstens, daß er keinen Schaden thun werde, und sah ihm also sein dem Anschein nach unschädliches Beschwören der Mondstrahlen nach. Ich

Ich berufe mich kühn vor dem ganzen Publikum auf eine unpartheiische Untersuchung der Thatsachen. Ich habe sie, so viel es in meiner Bekanntschaft anging, angestellet, und von acht Leuten — dies ist mein Verhältniß — die sich ihm vertrauet hatten, sind sechs hülflos geblieben, und die andern zwei auf eine Weile genesen; der Eine fur einige Zeit von gereichten Arzeneien; der zweite, auf eine Weise — die für dieses Blatt anzuzeigen zu weitläuftig ist, die ich aber meinem Nächsten, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, bestimme.

Nun noch Eine Anekdote. Bei Paris war ein Schäfer, der nicht eben, wie sonst die Schäfer bei uns zu thun pflegen, glaubte, daß der Himmel den arkadischen Hirtenstand nicht nur mit der behäglichen Unthätigkeit, sondern auch mit unmittelbaren Kenntnissen höherer Hand, z. B. der Gabe Gespenster zu sehen, der Wahrsagerei, der Kunst das Sieb zu drehen, dem Erbschlüssel, und unter andern denn auch dem Talente, den Gebrechen der armen Sterblichen abzuhelfen, geseegnet habe, sondern ein von einem durchreisenden Engelländer erhaltenes Fiebermittel, (das bei näherer Untersuchung aus der Peruvinde und Salmiak bestand) zum Besten vieler Kranken anwandte. Dahinter kamen nun die Herrn der medicinischen Fakultät zu Paris, die die Stelle der Medicinalkol-

kollegien in andern Ländern vertritt, und konnten sich nicht einbilden, daß ein Mann, dem sie für sein Geld keinen Doktorhuth gegeben, das Fieber heilen könne. Sie zitirten daher den guten Schäfer vor sich, um in einem examine rigoroso vor allen Dingen sich erst zur Praxi befugt zu machen. Die erste Frage, womit der Herr Dechant die Handlung eröffnete, war das wichtige Probestück: was ist ein Fieber? — Ein Fieber, antwortete der Schäfer, und ward betroffen, da er eine Krankheit, die er so oft behandelt, nicht nach ihren unterscheidenden Zeichen anzugeben wußte, ist — ist — ein Fieber. Die Herrn Fakultisten verspotteten ihn, und waren mit der so wenig schulgerechten Erklärung höchst unzufrieden. Endlich kam der Kandidat von der Heerde wieder zu Gedanken, und voll Gefühls, wie weit grösser er war, in dem er handelte, als die Herrn, die nur sprachen, sagte er endlich: das Fieber ist eine Krankheit, die Sie, meine Herrn, erklären, aber nicht heilen können; es ist ferner eine Krankheit, die ich Ihnen zwar nicht erklären, aber heilen kann.



Medicinische Unterhaltungen.

Sechstes Stück.

Berlin, den 9ten Herbstmond 1781.

Fortsetzung.

Bei so manchen Thatsachen, die von Scharlatans geleistet worden, darf man sich so sehr nicht über die Anhänglichkeit wundern, mit der ein grosser Theil von Leuten sich ihren Händen überläßt. Allein es giebt ausser denselben noch andre Gründe genug, die uns jenes blinde Vertrauen in die Unwissenheit, Prahlerei, und zum Theil Betrug, auf Kosten der menschenfreundlichen Heilkunst noch mehr zu erklären dienen. Fürs erste hat besonders der gemeine Mann ein ausschliessendes Zutrauen in seines gleichen. Und wer kann ihm das im Grunde verdenken? Er hat zu viel Beweise, daß der höhere Stand sich mehrentheils gar wenig um seine Verhältnisse und Nothwendigkeiten bekümmert, er ist gewohnt, von ihm in einer Entfernung zu leben, und er wird scheu und verlegen, wenn er mit jemandem zu thun

bekömmt, dessen Kleid einen andern Schnitt und andre Verzierung hat als das seinige. Er hält auf Erfahrung mehr als auf Gründe, und ausser der Erfahrung kann er weiter kein Mittel begreifen, das einen Menschen zum Herrn und Sieger einer gefährlichen Krankheit machte, als eine unmittelbare Ausrüstung des Himmels. Und da der Arzt gesteht, diese nicht empfangen zu haben, so bleibt ihm in den Augen des gemeinen Mannes blos die Erfahrung übrig, die er aber wieder dem Arzt abspricht, da er sich nicht überreden kann, daß ein Mann, den er über sich hält, in der Hütte und am Strohlager des Armen und Dürftigen sie eingesammlet habe. Das stolze Betragen mancher Aerzte tritt hinzu, um seine Abneigung zu vermehren; den Geiz und die Habsucht andrer glaubt er eben so wenig befriedigen zu können, und doch will er, ohne thätige Dankbarkeit von seiner Seite, keine Hülfe annehmen; folglich ist es um so weniger Wunder, daß er einen Mann vorzieht, der seine armseeligen Geschenke nicht verschmäht, und dem er, bei dem immer mehr zunehmenden Mangel umlaufenden Geldes, mit denen Dingen, die das Geld doch nur vorstellt, belohnen kann.

Zweitens schmeichelt es der menschlichen Eigenliebe, wenn wir glauben können, in der Reihe der Wesen wichtig genug zu seyn, daß die Natur einstweilen von ihren gewöhnlichen Hand-

Handlungswegen abgehe, und uns zu Gunsten, Kraft der höhern Kenntniß eines mit besondern Gaben ausgerüsteten Mannes, ein Wunder geschehe. Wenn es mich hier nicht zu weit führte, würde es mir nicht schwer fallen, aus der Geschichte aller Zeiten zu beweisen, wie sehr besonders derjenige Theil einer Nazion, der sich für den schwächern, für den unterdrückten hält, von je an überredet habe, daß die unsichtbare höhere Hand sich seiner annehmen, und zu seiner Befreiung ein Mittel erwählen werde, welches von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge sich völlig entfernt. Eben der Glaube ward auch fast zu allen Zeiten von der Obrigkeit in den Gemüthern des Volks gelassen, weil er ihm Geduld einflößt, seine izigen Leiden zu ertragen, und auch, durch die Hoffnung einer glorreichen Erlösung, willig das gegenwärtige Ungemach zu übernehmen. Allein dann darf sich auch nur die geringste Spur des Ausserordentlichen entdecken, so wird es glauben, daß der Himmel, der seiner so lange zu vergessen geschienen, sich endlich seiner Klagen erinnert, und seinen Befreier gesandt habe. Eben so geht es auch im Kleinern. Keiner hält sich von der Hand, die die Welt regiert, so verlassen, daß er nicht auch die allerkleinste Hülfe, die nur auf sein Theil fallen kann, trostvoll erwarten sollte, und wer ist hart genug, diesen Trost zu ersticken?

sticken? Noch rechne man hinzu, daß die Empfindung, und besonders das Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks, bei dem Volke, das so sehr wenig aus mehrern gleichen oder doch ähnlichen Erfahrungen, sondern nur immer aus einer einzigen Empfindung zu urtheilen, und nach diesem Urtheil sich zu Handlungen zu bestimmen gewohnt ist, überaus stark sei, und wieder durch nichts so stark erregt werden könne, als durch eine Krankheit, die sich allemahl, als körperliche Erscheinung, auf die Werkzeuge seines Gefühls, werfen muß. Auch von dieser körperlichen Noth erwartet es durch ein um seinetwillen angestelltes Wunder befreit zu werden, und es ist ihm minder auffallend, wenn es das Wunder zu sehen glaubt, als wenn die erwartete wunderbare Errettung ausbleiben sollte.

Endlich finde ich noch einen Grund des blinden Vertrauens in den Scharlatan, und dieses ist Unwissenheit und Haß der Gelehrsamkeit. Niemand gesteht gern seine Unwissenheit, jedermann will gern viel, will alles wissen. Daher rührt es nun, daß, wenn wir aus Kurzsichtigkeit, aus Bequemlichkeit und Trägheit, aus der Lage unserer Erkennungsfähigkeiten gegen den zu untersuchenden Gegenstand, die natürlichen Ursachen nicht erforschen können, wir auf eine geheime gerathen, und nun nicht bescheiden genug sind, um zu gestehen, daß es wohl an

unsrer

unsrer Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit liege, daß wir zwar den Zusammenhang des Erfolgs mit dem Mittel nicht einsehen, daß es doch aber andre Sachverständige geben könne, die ihn recht wohl ergründen. Es hat Philosophen und Mathematiker gegeben, die gewiß an eine bündige Art zu schliessen gewöhnt waren, und doch leibliche Besitzungen, Hexen, Gespenster, und der Himmel weiß, was nicht alles noch mehr? glaubten. Mit dieser Unwissenheit verbindet sich die eigenwillige Beharrlichkeit im Irthum. Weil uns gewisse Kenntnisse fehlen, weil wir zu träge und zu bequem sind, sie uns anzuschaffen, werfen wir auf die ganze Gelehrsamkeit einen unversöhnlichen Haß; der gemeine Verstand ist von je an ein unverträglicher Bruder des Höhern gewesen, und obgleich der höhere Verstand die Grundlagen des gemeinen verlangt, und nach ihrem Werthe schätzt, so will doch dieser höchst ungern seine vielfache Bemühungen für den einfachen Satz, den der höhere daraus ableitet, verkaufen. Es giebt dabey noch Aerzte, welche den Haß der Gelehrsamkeit, der wahren Theorie (von der falschen, der Demonstrirsucht, rede ich ja hier nicht) vermehren. Sonderbar, gewiß recht sehr sonderbar. Wir Freunde der Theorie wollen durchaus einzelne Erfahrungen, recht viel einzelne Erfahrungen, ehe wir einen allgemeinen Satz festzusetzen wagen, und die Empiristen

stössen uns diesen Satz um, und stützen sich nun nicht auf dem Grunde, dem vollwichtigen Grunde, den uns hundert ähnliche oder gar gleiche Beobachtungen geben, sondern auf einer einzigen Erfahrung, die sie einmal selbst erlebt haben. Wir finden einen natürlichen Zusammenhang zwischen dem wirkenden Mittel, der Krankheit, und dem Körper, auf den es wirkte, und ziehn daraus Folgerungen, die uns in den Stand setzen, die Ausnahmen von der Regel gehörig zu erkennen und anzugeben, und jene Empiristen kennen gar keine Ausnahmen. Sie verachten unsre Lehrsätze gegen ihre Aufgaben, und denken nicht, daß diese nur durch jene aufgelöset werden können; daß, wer jene kennt, diese desto vortheilhafter anwende, und aus einer Aufgabe, durch eine geringe Abänderung, ein Lehrsatz gemacht werden kann.

Allein ich entferne mich zu sehr von meinem Zweck. — Die angeblichen oder anscheinenden Thatsachen vermehren den Glauben an Scharlatans. Woran liegt es aber wohl, daß wirklich so mancher dieser Leute, die sich unbefugter Weise zu Aerzten aufwerfen, eines theils nicht nur offenbar in ziemlich verwickelten Fällen ganz ersprießliche Dienste geleistet haben, sondern anderntheils sogar in solchen Fällen, wo die Aerzte schon alle Hoffnung aufgegeben, oder wenigstens nichts ausgerichtet hatten, wider alle Erwartung

tung der vernünftigen Zuschauer die Hoffnung der minder einsichtsvollen nicht getäuscht haben?

Daß ich an Sympathie in ihrem eigentlichen Verstande nicht glaube, wird mir mein Publikum vor der Hand auf mein Wort zutrauen, so wie ich mich dabei anheischig mache, auch die Gründe dieses Unglaubens einmal bei Gelegenheit auseinander zu setzen. Und wenn ich also keine widernatürliche und geheime Ursachen statt finden lasse, so muß ich selbst da, wo sie vorhanden zu seyn scheinen, blos natürliche und erkennbare, allein unsern Augen entzogene voraussetzen. Diese Ursachen glaube ich nun am meisten in dreierlei Umständen aufgefunden zu haben.

Für den ersten halte ich die Einbildungskraft. Daß diese Kraft unsers denkenden Theils allerdings sehr wunderbare Erscheinungen im thierischen Körpern hervorbringe, ist Thatsache. Der Theorie zum Troze sag' ich, es sind und bleiben Thatsachen, daß die Einbildung der Mutter auf das Kind, das sie trägt, wirkt, wenn sie auch die Haller uns wider alle Erfahrungen abläugnen wollen, weil ihre anatomische Handgriffe noch bis izt keine Nerven haben entdecken können, die von der Mutter zum Kinde gingen. Es ist in der Begebenheit eben so richtig, daß man jemandem Pillen von blossem Brod gab, und ihm einbildete, er nehme eine abführende Arzenei,

 und

und daß er wirklich dennoch gereinigt ward. Ein ekelhafter Anblick macht Erbrechen, die Erinnerung desselben erneuert es. Die Ueberladung mit einer ehmaligen Lieblingsspeise, bewirkt öfters fürs künftige einen unüberwindlichen Ekel dagegen. Ein Säugling ward von seiner Amme über die Strasse getragen, als das Gewitter in der Nähe einschlug, und die Säugamme vor Schrecken ausrief: Ach Herr Jesu! und als der Säugling erwachsen war, fiel er bei der Nennung dieses Namens jedesmahl eben so in die heftigsten Zuckungen, wie es damals geschehen war. Diese Fälle machen die Wirkungen der Einbildungskraft bei Amuleten und andern Scharlatanskuren nicht zu den einzigen, in welchen sich ihre grosse Einwirkung auf den Körper äussert. Vielleicht ist es verschiedenen Lesern nicht unangenehm, wenn ich zur wahren Aufklärung der Erscheinung einige psychologische Begriffe zu Hülfe nehme.

Man kann mit aller der Wahrscheinlichkeit, die bei unsern Untersuchungen über die Seele möglich ist, zum Grunde legen, daß von allen Empfindungen irgendwo im Gehirn Eindrücke zurück bleiben, und solche Eindrücke wieder zu einem gewissen Grade von Lebhaftigkeit erneuert, ich möchte sagen, aufgeharscht werden können. Eine Empfindung ist die Veränderung, die in einem mit Nerven versehenen Werkzeuge entsteht. Der Eindruck derselben

selben hat das Vermögen oder die Fähigkeit, andre Veränderungen hervorzubringen; so kann die Empfindung eines Lichtstrahls ausser der Vorstellung der Farbe, die er uns giebt, auch ein Zusammenziehn des Augensterns verursachen. Dis sind nun zweierlei Veränderungen, die von einem und demselben äussern Gegenstande, dem Lichtstrahl, zu gleicher Zeit erfolgten. Allein da die Empfindung, welche der Lichtstrahl erzeugte, doch wie gesagt, einen Eindruck im Gehirn zurück läßt, und dieser Eindruck auch ohne die neue Einwirkung eines äussern Gegenstandes wieder erneuert werden kann; so kann sich mit der Erneuerung desselben dennoch auch die zweite Verändrung, die der Gegenstand ehemals mit ihm zu gleicher Zeit hervorbrachte, und die sonst von dem Eindruck unabhängig ist, wieder mit erneuern; es ist kein Lichtstrahl zum Beispiel vorhanden, ich stelle ihn mir aber vor, und mein Augenstern zieht sich dennoch wie damals zusammen. Ferner handelt die Einbildungskraft auch auf die Weise, daß zwei oder mehrere Gegenstände zu gleicher Zeit auf meine Sinnen wirkten, und jeder eine ihm eigenthümliche Empfindung und Vorstellung erzeugte. Und nun kann in der Folge nur Einer dieser Gegenstände auf mich wirken, und dennoch erhält die Seele, kraft der besondern Verbindungsart der Begriffe, dieselben Vorstellungen, die sie ehemals

von allen den gedachten äussern Gegenständen zusammen genommen erhielt. Ich bin zum Beispiel gewohnt, eine Singestimme in Begleitung eines Flügels zu hören; zu einer andern Zeit höre ich bloß die Stimme oder blos den Flügel, und die fehlende Begleitung wird dennoch in den Gedanken (durch die Geschäftigkeit unserer Einbildung, zwei ehemals zu gleicher Zeit entstandene Eindrücke auch wieder zu gleicher Zeit hervorzubringen, ohngeachtet nur für den Einen der ihm eignende Gegenstand vorhanden ist,) ergänzet. Das wollen wir nun auf unsern Fall anwenden. Man denke sich nemlich Menschen, die ohnehin schon wegen Mangels an Kentnissen nur gar zu geneigt sind, Begriffe und Vorstellungen zu verwechseln; und wie leicht wird nun nicht Ein eindrückender Gegenstand für den andern genommen werden, wie leicht werden zwei Veränderungen, die sonst auch zweierlei Gründe hatten, erfolgen, wenn auch nur Eine fortgepflanzte Empfindung ins Gehirn gelangt. Gewohnt, bei Darreichung einer ähnlichen Arzenei, gewisse körperliche Erscheinungen folgen zu sehen, braucht die Phantasie nur den Namen der Arzenei, um auch für alle die übrigen Anstalten zu sorgen; und wenn ein Kenntnißloser, aber mit einem nur etwas geschäftigen Einbildungsvermögen begabter Kranke nur kaum hört, daß eine gewisse Ausleerung seines Körpers erzielt werden

soll,

soll, so braucht es mehr nicht als das, damit so fort in seinen Gedanken alle die Umstände gemustert werden, die ehedem sich dabei ereigneten, und nun werden, Kraft des unerklärlichen Einflusses unsrer denkenden und willkührlich thätigen Kraft auf den leidenden mechanischen Körper, und besonders auf seine Nerven, selbst in diesem die Eindrücke von obenher erneuert, und es ist dabei gar nichts unregelmässiges, als daß sonst der Eindruck im Sinn dem Eindruck im Gehirn vorangeht, und hier umgekehrt die erwartete Vorstellung dem Gefühl und der Verrichtung der Nerven um einige Schritte vortritt. Es giebt gewisse Krankheiten, bei denen dieses vorzüglich statt findet, nemlich die Nervenkrankheiten, und hier wieder die Zuckungen vorzüglich. Und wenn man überhaupt einmal annimmt, daß die Handlung der Nerven verstärkte Ausleerungen veranlassen kann, und dann dazu nur ein Mittel nöthig ist, das die Nerven zu handeln zwingt: so ist es wohl einerley, ob eine Arzenei, oder die Einbildung den Reiz gebe.

Eine andre Ursache geben die Leidenschaften. Alles, was eine Krankheit machen kann, kann auch eine heben, ist ein Satz, der mehrentheils wahr ist. Auch hier wirkt die Einbildung gemeinschaftlich; oft ist das Schrecken die Ursache der Fallsucht gewesen; Boerhaave heilte sie dadurch, wie ich im letzten Stück erzählt habe.

Allein drittens ist es auch wahr, daß mancher Scharlatan nicht nur überhaupt geheilt, sondern auch solche Kranke geheilt hat, die von Aerzten verlassen oder aufgegeben waren. Unrühmlich aber wahr. Und woher kommt das? — Es wird mir nicht schwer, diese Hülfe zu begreifen. Wer will dem Landmann allen Beobachtungsgeist absprechen? Wer will gerade zu verneinen, daß ein Hirte, eine gutherzige Mutter, nicht Beinbrüche, kalte Fieber, Rosenartige Entzündungen sollte von andern Zufällen, durch eigene Erfahrung, oder durch den Unterricht anderer Leute, deutlich unterscheiden, und durch ein einfaches Mittel heilen können? Wenn auf dem Lande jemand ist, der ein gutes Wundpflaster hat, der allerlei alte Schäden, oder Fieber, oder andere chronische Uebel zu heben weiß; so untersagen ihm die weisen Verfasser der Münsterschen Medicinalgesetze nicht, zum Beßten so vieler Bedürftigen, seine Kenntniß zu nutzen, sondern sie wollen ihn nur geprüft wissen, ob er wirklich die Zufälle, in denen er bewährt ist, von andern unterscheiden könne, und ob das Mittel, das er anwendet, auch unverdächtig sei? Und dann geben sie ihm die Erlaubniß zu kuriren, allein auch mit dem Bedinge und der ernstlichen Verwarnung, nicht weiter zu gehen, als die ihm angewiesenen Gränzen erlauben. Leider hat die gelehrte Klasse der Aerzte die

Ein=

Einfachheit, deren die Kunst fähig ist, noch nicht wieder angenommen. Galenische Weitläuftigkeit, und die lakonische Kürze der Feuerchemisten werden von vielen Aerzten noch immer entweder als einzelne Partei ausschliessend ergriffen, oder von andern widersinnig vereinigt; wir haben die Kenntniß der Wirksamkeit vegetabilischer Arzneimittel verlohren, und es wird schwer halten, ehe wir, mancher auf die rühmlichste Art anzuzeigender Bemühungen ohngeachtet, diesen Mangel wieder ersetzt sehen. Und doch liegt in dem weiten Umfange des Gewächsreiches eine überaus grosse Mannigfaltigkeit von Heilkräften verbreitet, und selbst die vielen Gifte, die von Gewächsen herkommen, und, als Gifte, schon in sehr kleiner Menge, gefährliche Wirkungen hervorbringen, sind Beläge der vegetabilischen Wirksamkeit. Ich bin versichert, daß wir von den Landleuten darinn vieles lernen könnten. *Lange* lernte die Kraft des Wasserfenchels auf diese Art kennen; *Melamp* sah an seinen Ziegen die abführende Kraft der Niesewurz; *Boerhaave* gesteht, daß er einem Dorfarzte die Beurtheilung einer hitzigen Krankheit nach den Augen verdanke. Vielleicht setzt mich der Erfolg in den Stand, meinen Lesern bald einige sehr merkwürdige Versuche mit einer besondern Art von Eichenrinde mitzutheilen, (wenigstens habe ich alle Hoffnung dazu,) die ein hiesiger geschickter

Arzt,

Arzt, mein sehr werther Freund, von einem Landmann kennen gelernt, und demnächst mir bekannt gemacht hat.

Man nehme noch dieses hinzu, daß ein Scharlatan gewöhnlich weniger zu verlieren hat, als ein Arzt, daß er folglich alles wagt, und es gehe oder es gehe nicht, die herzhaftesten Mittel oft unbesonnen drauf losgiebt; und daß andre Aerzte wieder gar nichts wagen, selbst da nicht, wo nach Celsus Rath ein gewagtes Arzneimittel doch besser ist, als gar keins, und daß sie sich nicht waschen, wie Haller zu sagen pflegte, weil sie sich naß zu machen fürchten. Freilich heißt das nicht seine Kunst als Mann treiben. Ich halte es allerdings für nöthig, auch dieses zu erinnern. Celsus, der vortrefliche Schriftsteller, sagt sehr wohl: die Furchtsamkeit ist ein Zeichen der Unwissenheit, und die Verwegenheit ein Zeichen der Ohnmacht der Kunst. Und gewiß, wer sich gar nichts zu geben getraut, weiß nicht, was die Kunst zu erreichen fähig ist, und wer viel wagt, viel wagen zu müssen glaubt, zeigt, daß die Kunst noch nicht den Grad der Gewißheit erreicht hat, nachdem wir streben, da sie nicht mehr wagen, sondern des Erfolgs ihrer mit männlicher Entschlossenheit gebothenen Mittel gewiß seyn soll.

Endlich vergesse man nicht der heilenden Natur, die den Bemühungen der Aerzte nicht stärker zu Hülfe kommt, als sie oft den kräftigsten

tigsten Gegenwirkungen der Afterärzte zu widerstehen vermag.

Und nun auf die beiden Leute zurück zu kommen, die seit geraumer Zeit sich unter uns aufhalten, und aller medicinischen Polizei zum Trotz, ohne Scheu alles was in ihre Hände fällt, in ihren heilenden Schutz zu nehmen versprechen, was soll ich dazu sagen? Ich würde ganz geschwiegen haben; allein da Gewalt nichts ausrichten kann, und vielleicht nicht will, nicht soll; so habe ich wenigstens das thun, und doch einige Grundsätze ins Publikum bringen wollen, weil es ihrer nöthig zu haben scheint. Vielleicht wird man nun eher im Stande seyn, unbefangen und ohne Leidenschaft zu urtheilen.

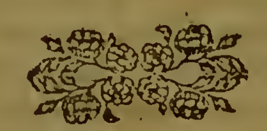
Kann wohl ein Mann, der sich nur obenhin — von fremden — blos die in die Augen fallenden Zufälle erzählen läßt — der weiter nach nichts fragt, nach gar nichts — die tiefer nistenden Zeichen gar nicht berührt, und so ins Gelach hinein Arzenei giebt — ein heilender Arzt seyn?

Und will man denn von den zwanzigen, die ihn zu Rathe gezogen haben, die funfzehn nicht hören, denen er nicht half? Sollen diese von den übrigen fünfen überschrieen werden? Sollen von den fünfen nicht der Eine in Abzug gebracht werden, dem die Natur half? Der zweite, der nur durch seine Einbildung, und der dritte, der nur in seiner Einbildung

genas?

genas? Der vierte, der andere Mittel nebenher, oder auch vorher gebrauchte, und wovon sich nun die Wirkung erst äussert? Und endlich der fünfte, der aus Eigensinn und Hartnäckigkeit, aus eignem Interesse, und vielleicht aus Bosheit, nicht Unrecht gehabt haben will? Wie? und soll ferner von den funfzehn, die hülflos blieben, sich die Stimme desjenigen im Getümmel des Volks verlieren, der ein Opfer seines Vertrauens in den Scharlatan ward? Desjenigen, der bessere Hülfe zu suchen im Begrif war, der sie gesucht, und nur sie abzuwarten, nicht Geduld genug hatte, der seine Binde, sein gehabtes Bruchband, seine Arzenei wegwarf, und gar nichts nahm, oder das aus der unverständigen Hand bereitete Gift nahm, und der doch, ehe sein einziger noch übriger Trost, der Tod, seinen Mund verschloß, laut genug in der ganzen Angst seines sich ausmarternden Lebens, nach der Hülfe schrie, die er vorhin verschmähet hatte, und die er itzt zu spät heischte? Will man die nicht hören?

Beyspiele davon? — Gutes Publikum, forsche doch unbefangen nach, und du wirst sie leider in Menge finden.



Medicinische Unterhaltungen.

Siebentes Stück.

Berlin, den 15ten Herbstmond 1781.

Der Weg der Speisen bis zum Magen.

Die Speisen, die wir geniessen, sollen doch zur Ernährung unsers Körpers dienen, und ohne uns in die Spitzfindigkeiten der schulgelehrten Aerzte einzulassen, heißt doch das so viel: sie sollen zu unserm Blute werden, und von diesem Blute sollen wir alle die abgegangenen Flüssigkeiten, als die unmerkliche Ausdünstung, der Harn, der Speichel, wieder erhalten; selbst die festen Theile, die durch Arbeit, und schon durch ihre natürlichen Geschäfte abgenutzt werden, sollen ihre verlohren gegangenen Bestandtheile wieder ersetzt erhalten.

Wenn wir nun die Speisen, ehe wir sie geniessen, mit dem Blute, zu welchen sie werden sollen, vergleichen, welchen Unterschied finden wir nicht? Das Blut ist, obenhin betrachtet, eine gleich gemischte, gerinnbare, rothscheinende Feuchtigkeit. Die

Speisen hingegen haben ganz ein anderes Ansehn, und nicht einmal in den Bestandtheilen sind sich beide, die Speisen und das Blut, gleich; denn die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich haben doch nichts von dem flüchtigen, laugensalzigen und thierischen Oehle an sich, welches sich im Blute findet, im Blute einen so grossen und merklichen Theil ausmacht, und doch durch die nun in den Körper gelangten vegetabilischen Nahrungsmittel wieder ersetzt sein muß.

In der That ist der Umfang der natürlichen Dinge, die wir in die Klasse unserer Speisen gezogen haben, überaus groß. Nehmen wir das Thierreich, so ist ja bis auf die Haut, die Hörner, die Knochen, kein Theil, und bis auf Insekten kaum eine Gattung übrig, die nicht zur Befriedigung der Lüsternheit oder des Bedürfnisses gedient hätten; selbst den Viepern hat man es abgemerkt, daß ihr Gift nur unter gewissen Umständen seine bösartige Eigenschaft mittheile; und da man ihr Fleisch, und besonders ihr Fett ausser diesem sehr mild gefunden, so hat man es in pharmacevtischen und diätetischen Gebrauch gezogen. Von den Schalenthieren, den Austern, Muscheln, Schnecken, der Schildkröte, will ich nicht einmal etwas erwähnen. Das Pflanzenreich liefert uns eine ausserordentliche Menge Gewächse zur Küche ab; Früchte, Saamen, Rinden, Blätter, Blumen,

men, Stengel, Wurzeln, Keime, Säfte, alles wird zu unserer Ernährung angewandt. Das Mineralreich liefert uns Salze und andre Dinge.

Allein noch haben wir dazu eine eigene Kunst daraus gemacht, diese Dinge zum Vergnügen unsers Geschmacks umzuändern; wenigstens ziehen wir ihn bey der Verfertigung der Speisen allerdings weit mehr zu Rath, als die Zuträglichkeit dieser Bereitung für unsre Gesundheit. Selbst das erste und vortreflichste unserer Nahrungsmittel, das Brod und der Wein, liefert uns nicht die sonst so milde und offene Hand der Natur, sondern der Verstand hat sie uns erst ausgefunden, und menschliche Kunst sie bereiten gelehrt.

Die Absicht dieses Blattes ist, die Art und Weise anzugeben, wie die Natur diese Umänderung der Speisen in Blut bewerkstelligt. Die Anstalten, die sie dazu angelegt und bestimmt hat, müssen allerdings von Wichtigkeit und Belang sein, denn noch hat keine Kunst, die uns doch Brod und Wein verfertigen gelehrt hat, entdecken können, wie man solche Speisen, die doch in unsern Verdauungswerkzeugen täglich zu Blut werden, ausserhalb dem Körper, ich will nicht einmal sagen zu Blut, zu dieser rothen gerinnbaren Masse, sondern zum Milchsaft, aus dem nachmals erst eigentliches Blut wird, verändern und umarbeiten könne.

Das erste, wofür gesorgt werden mußte, um eine zähe Masse, eine feste Speise, als Brod, Fleisch und dergleichen in einen Saft zu verwandeln, war dieses, daß die langen und mehrentheils gleichlaufenden Fasern derselben, zerstampft und zermalmet würden, um dem Magen seine nachmalige Verarbeitung desto mehr zu erleichtern.

Zu diesem Endzweck dienten die Zähne, mit denen die allermehresten daher versehen sind. Wir kennen nicht leicht einen Theil unsers Körpers so genau, als die Zähne; man kann beynah sagen, daß der Fleiß derer Aerzte, die sich mit ihrer Untersuchung abgegeben, nichts zu vermissen übrig gelassen hat. Jeglicher Zahn hat eine knochigte und hohle Wurzel, die kleine Gefäße und einen kleinen Nerven erhält, welche sich beide in der innern Beinhaut vertheilen. Der Theil der Zähne, der über die Kinnlade hinausragt, ist bekanntermassen nicht knochigt, sondern besteht vielmehr aus einem schmelzartigen Wesen, welches selbst in Leichnammen der Fäulniß nicht unterworfen ist, und, wie es scheinet, durch einen Saft aus dem Aderbunde der Zähne ersetzt wird. Wir haben besondere Zähne, welche und blos zähe Sachen zu zerschneiden, die Fasern der Thiere und Pflanzen, wie auch die Haut zu zerreissen, und selbst auch die harte Schaalen der Früchte, die sich zermalmen lassen. Eine andere Art von

Zähnen ist für zähere Speisen bestimmt, und hält solche Theile fest, die eines langen Kauens bedürfen. Die dritte Art von Zähnen, die wir besitzen, dient dazu, die härtesten Speisen, als Knochen, Kerne, zu zerbrechen und zu zermalmen, welches geschicht, in dem die untersten Zähne sich wechselsweise an die obersten bewegen, und schief mit ihnen reiben. Es ist dabei zu bemerken, daß bloß der untere Kinnbacken beweglich, der obere aber hergegen unbeweglich sei.

Hierdurch wäre nun allerdings einigermaassen für die Zerstampfung der Speisen gesorgt; allein die Natur, die nichts halb, sondern alles ganz that, konnte selbst bei dieser für die erste Veränderung der Speisen bestimmten Verrichtung nicht stehen bleiben, sondern sie hat vielmehr einigen Unbequemlichkeiten abgeholfen, und andere sehr merkliche Vortheile für die Verdauung gestiftet, indem die Zunge die Speisen hin und her bewegen muß, und indem eben dieselben durch den beständigen Zufluß vom Speichel aus den gedrückten Speicheldrüsen, der Ohrdrüse nemlich, der Drüse unter der Zunge, der Kinnbackendrüse, und andern kleinern Drüsen, angefeuchtet werden. Dadurch wird das Abnutzen der Zähne verhindert, und das Zerschneiden und Abschleifen der Speisen befördert; allein der zugemischte Speichel hat ausserdem noch seine ganz eigne Natur, indem er wässerigt ist,

und etwas Oehl, gewöhnliches Kochsalz, Laugensalz und Wasser enthält. Wohlgesittete Leute schlucken ihn mehrentheils, und nicht ohne Nutzen hinunter; denn er ist das erste Mittel, welches die Verähnlichung der Speisen in Blut bewerkstelliget. Er wird übrigens in grosser Menge erzeugt; man hat es in Krankheiten, zum Beispiel im Schwärungs-Zeitraum der Pocken gesehen, da er bis auf zwölf Unzen in einer Stunde ausgeflossen ist. Er hat ausserdem noch einen vielfachen Nutzen, ob es gleich auch zu vermuthen steht, daß mit ihm die ansteckende Materien in den Körper gelangen, daher es rathsam ist, daß Personen, bei denen er von Natur nicht freigebig fließt, ihn durch Mittel herbei locken, wenn sie durch Umgang und Geschäfte zu ansteckenden Kranken geführet werden, einer der Fälle, in denen das Tobacksrauchen das Fürwort des Arztes erhalten kann.

Da ich bei der Geschichte unserer Verdauung, die ich erzähle, hauptsächlich zum Zweck habe, die Leser auf einige Umstände, die in der Diät wichtig sind, aufmerksam zu machen, so übergehe ich das Hin- und Herwälzen der Speisen im Munde, welches die Zunge besorgt. So gelangen sie denn gegen den Schlund zu, den einzigen Weg, der ihnen offen stehet. Unmittelbar hinter dem Rücken der Zunge steht der Deckel der Luftröhre in die Höhe, welcher

durch

durch die Arbeit verschiedener von den Speisen gereizten Muskeln endlich der Zunge entgegen kommt, und umgebogen wird.

Der Schlund ist eine weite unförmliche Höhle, und endiget sich hinterwärts in die Speiseröhre; er ist schlaff und ausdehnbar, und daher fähig, alle die Speisen aufzunehmen, welche ihm von der Zunge zugeführt werden. Wenn die Speisen aber hieher gekommen sind, so könnten sie leicht in die Nase fallen, dies geschiehet auch wirklich, bei denenjenigen, denen eine krankhafte Schärfe eigner Art den dazwischen liegenden Theil vom Gaumen, das Zäpschen nemlich und den Gaumenvorhang zerfressen hat; und daher giebt es ein vollständiges Zeichen der venerischen Beschaffenheit eines Menschen, einer Amme, wenn ihnen die Speisen durch die Nase wieder zurück kommen. *) Alle diese Theile sind, da sie sehnigt und fleischigt sind, sehr reizbar, und folglich zu Krämpfen geneigt; eben dieser Bau aber, welcher beim Essen so viel Vorsicht nöthig macht, ist auch der Grund, daß der Schlund, in welchen die Speisen aus dem vordern Munde nothwendig gelangen mußten, sich erhebt, die Speisen alsdann wieder nie-

*) In einem der folgenden Stücke wird von den Ammen besonders geredet, und dann ein jedes wichtige Zeichen ihrer Brauchbarkeit oder Krankhaftigkeit aus einander gesetzt werden.

niederwärts drückt, und diese, da ihnen der Weg in die Nase, durch das Zäpfchen in den Vorhang, und in die Luftröhre durch den umgebogenen Kehldeckel, verschlossen ist, nothwendig in die Speiseröhre hinunter sinken müssen. Daß die bisher genannten Wege schlüpfrig werden, und den Gang der Speisen befördern, die Theile selbst aber nicht durch die zum Theil scharfen Speisen gereizt werden möchten, ist im Schlunde eine Menge von Schleim vorhanden, der aus denen in der innersten nervigten Haut des Schlundes sitzenden Drüsen erzeugt und abgesetzt wird, und das seinige zum Verähnlichungsgeschäfte beiträgt.

Die Speiseröhre ist ein Doppelkanal, zum Theil fleischigt und stark, auch zum Theil nervigt, mit Netzen von Blutgefässen, und mit Drüsen reichlich versehen. Es sind Fasern vorhanden, die diese Röhre zum Empfang der Speisen in die Höhe ziehen, und andere, die die Speisen gegen den Magen hinunter drücken. Diese Röhre geht nicht gerade wie eine Linie in den Magen hinab, sondern senkt sich zur linken Seite der Luftröhre hinunter, kommt hinter dem Herzen in die Brust, und findet eine besondere Oefnung im Zwerchfell (einem Queermuskel, der die Brusthöhle von der Höhle des Unterleibes scheidet), durch welche sie gehet, und sich in den obersten Magenmund endiget.

Wenn die Speisen in dieser Speiseröhre sind, bewegen sie sich wie durch ein Gedärm fort. Es sind gewisse Fasern da, die die Kehle erheben und erweitern, und da, wo der Bissen ist, reizt er selber diesen Theil des Speisekanals, daß sich die gereizte Röhre zusammenziehen, und die Speise weiter treiben muß. Ein sehr gefährliches Zeichen in Krankheiten ist es, wenn die Speisen aus dem Schlunde in den Magen hinabfallen, denn es beweiset, daß die Naturkraft in diesen Fasern schon zu wirken aufgehört hat; Hypochondrie und das hysterische Uebel ausgenommen, die einen unerfahrnen und unvorsichtigen Beobachter durch die Nachahmung der gefährlichsten Zufälle ohne wirklich vorhandene Gefahr, gar zu leicht äffen können.

Der Magen, in dessen oberste Mündung die Speisen getreten waren, ist ein häutiger Sack, und seiner Bestimmung nach das allgemeine Magazin der Speisen, und der Koch unserer Natur. Er ist im erwachsenen Menschen, nicht von derselben Gestalt mehr, die er im Kinde gehabt hat, weil solche von der mannigfaltigen Ausdehnung, die der Magen erfahren hat, aus einer kurzen und kugelrunden Figur in eine länglichte und eirunde verwandelt worden ist. Seine Lage ist überzwerch; die oberste Oefnung, oder der Magenmund, liegt mehr hinterwärts, weil die Speiseröhre hinterwärts liegt, und sich in diesen Mund öfnet; die

Endung hingegen liegt mehr vorwärts. Daß noch so viel andre Theile an dem Befinden des Magens Antheil nehmen, ist kein Wunder, wenn man ein wenig von seiner Lage im Unterleibe unterrichtet ist, und wenn man sich dabei bemerkt, daß die zween Bogen, die dieses Gefäß macht, anders hängen, wenn sie voll, und anders, wenn sie leer sind. Umgeben ist der Magen links von der angränzenden Milz, ja zum Theil ist er mit ihr verbunden; vorwärts ist er fast ganz von der Leber bedeckt; hinterwärts liegt die grosse Magendrüse; selbst der Grimmdarm stößt unterwärts an den Magen, wenn der erstere leer ist; dann verbindet das kleine Netz, welches aus dem kleinen Bogen des Magens entstand, die Speiseröhre mit dem Zwerchfell; und endlich ist noch das grosse Netz da, welches dem Magen zwar nicht ganz angehöret, ihn aber doch mit der Milz und dem Zwerchfell verknüpft. Von den beiden Oefnungen liegt der aus der Speiseröhre entstandene Magenmund links, hinterwärts und höher; die Endigung aber rechts, mehr vorwärts und tiefer.

Eigentlich ist der Magen nur eine Fortsetzung, eine Erweiterung der Speiseröhre. Er hat völlig einerlei Bau mit derselben, ausser denen zwischen den Häuten, die ich nennen werde, belegenen Zeltenhäuten, eine Fleischhaut; eine feste und dicke, so genannte nervigte Haut, die das eigentliche Wesen

sen des Magens ausmacht; und inwendig die Flockenhaut, die aus Flocken und weiten Falten besteht, und mit vielem Schleime versehen ist.

Ich zeigte vorhin an, daß die Speiseröhre sich in den obersten Magenmund endige. Hier will ich noch nachholen, daß sich diese Mündung während des Einathmens zusammenziehe, und daß die Speisen so genau dadurch in dem Magen verschlossen werden, daß es ohnmöglich ist, daß Dünste aus dem Magen eines vollkommen gesunden Menschen in die Höhe steigen sollten; vielmehr geschieht das niemals anders, als im krankhaften Zustande.

Allein wozu dient nun die grosse Anstalt des Magens? Was geht mit den Speisen, die er aufgenommen hat, in ihm vor?

Jedermann ist wohl die Empfindung bekannt, die wir Hunger nennen; eine Art von Schmerz, die uns antreibt, Speise zu uns zu nehmen, im Magen ihren Sitz hat, und höchst wahrscheinlich durch ein Reiben der äusserst empfindlichen Falten des Magens gegen einander entsteht. Denn die wurmförmige Bewegung des Magens ist nicht blos dann da, wenn Speisen in ihm vorhanden sind, sondern sie wird durch seine eigene Reizbarkeit, durch die Bewegung des Zwerchfells, durch die Arbeit der Bauchmuskeln, durch die auf ihm liegende Schlagadern vom ersten Range unablässig unterhalten, daher entsteht das unablässige Reiben derer im Magen enthaltenen Dinge, und

folglich der Magenfalten selbst gegen einander, wenn zwischen den beiden entgegen stehenden Wänden, nichts von Speisen gelegen ist.

Der Durst hat seinen Sitz nicht blos im Magen, sondern auch im hintern Munde und in der Speiseröhre. Er entsteht bei allzu zähen Säften, und vom Mangel eines genugsamen Zuflusses gleichartiger Säfte, öfters auch wohl von laugensalzigen Theilen, die in den Lücken hängen bleiben. Von dieser Austrocknung entsteht diejenige Empfindung, die wir Durst nennen, und die ungleich unerträglicher ist, als der Hunger. Arbeiten, die durch die vermehrte Ausdünstung die wässerigten Theile aus dem Blute ziehen, und Fieber, in denen die Gefässe, welche den anfeuchtenden Schleim ausdünsten, verstopft sind, erzeugen daher den Durst. Aus eben dieser Ursache stillt ihn blosses Wasser zuweilen nur wenig; da säuerliche Getränke hingegen durch ihr Anfeuchten eine kurze Erquickung hervorbringen, durch ihren gelinden Reiz aber die stockenden Säfte der Zunge und des Mundes in Bewegung bringen, und zugleich die Fäulniß mildern.

Durch Hunger und Durst angetrieben nehmen wir nun die Speise zu uns; diese kommt, durch die beschriebenen Wege, zerkaut und mit Speichel vermischt, in den Magen. Ausser diesen Feuchtigkeiten, die sie im Munde und Speisekanal erhalten hat, findet sie im Magen noch den eigentlichen Ma-

gen

genſaft, und den Saft der groſſen Magen-
drüſe, ſelten tritt die Galle in den Magen,
und es iſt allemal ein vom natürlichen Zu-
ſtande abweichender Fall, wenn es geſchiehet.

Alle dieſe Säfte haben etwas von einem
flüchtigen Laugenſalze, und dem eigenen thie-
riſchen Weſen an ſich. Nun bedenke man
den Bau des Magens, der nervigt und reiz-
bar iſt; man erinnere ſich an ſeine Lage zwi-
ſchen ſo vielen mit eigenen Blutgefäſſen ver-
ſehenen Eingeweiden, unter dem Zwerchfell,
und unter ſo groſſen Schlagadern; ſo wird
man eine vereinigte Menge von Urſachen er-
halten, welche allerdings die Veranderung
der gekauten Speiſen immer mehr zu bewir-
ken im Stande ſeyn müſſen.

Man iſt von je an nur zu geneigt gewe-
ſen, eine einzelne Erſcheinung zum Grunde
zu legen, und daraus ein ganzes Geſchäft
unſers Körpers zu erklären, oder eine ein-
zelne Urſache, deren Mitwirkung allerdings
nicht abgeleugnet werden kann, zur alleini-
gen anzunehmen, und entweder alle übrige
mit Wiſſen und Willen auszuſchlieſſen, oder
ſich auch gar berechtigt zu glauben, mit ſeinen
Beobachtungen inne zu halten, weil man
das lezte Ziel derſelben erreicht zu haben ſich
eingebildet hat. Da hat man nun ange-
nommen, daß der Magen eine eigene
Dauungskraft beſitze, und wie man aus der
Veränderung, die in uns auf die entſtandene
Berührung eines Sinnwerkzeuges entſtand,

auf

auf eine eigene Kraft, und von dieser Kraft auf eine mit derselben ausschliessend begabten Substanz geschlossen hat; so haben andere Träumer sich gewisse Geister gedichtet, welche dem Dauungsgeschäft im Magen vorgesetzt seyn sollten. Nach andern nahm es die Seele selbst über sich, die Zerstampfung und Zermalmung der Speisen mit Hülfe der Magenfibern zu bewirken. Noch andre glaubten, daß es in unserm Körper wie im Laboratorium aussehe, daß er seine faulen Heinze, seine Destillirkolben, seine Retorten besitze, und die machten denn den guten Magen zu einem chemischen Werkzeuge, in welchem, durch Hülfe eines Menstruums, die Dauung von statten gehe. Sie sahen sich daher auch nach dem Menstruum selbst um, und es konnte nun nicht fehlen, die eigenthümlichen und entlehnten Magensäfte mußten mit dieser Ehre belegt werden. Die Herren dieser Sekte sind selten gute Anatomiker; es kam ihnen nicht darauf an, die Galle in den Magen zu führen, und sie da ihre auflösende Rolle spielen zu lassen. Dies brachte wieder andre auf den Gedanken, daß die Galle sowohl, (die im natürlichen und gewöhnlichen Zustande doch nicht aus dem Zwölffingerdarm zurücktritt) als alle übrige Dauungssäfte die besondere Eigenschaft besitzen müssen, solche Speisen, die ihrer Natur nach zur thierischen Fäulung geneigt wären, dazu zu bringen, und andere, die wieder

blos

blos der vegetabilischen Gährung fähig sind, in diese Gährung zu versetzen, so wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig zu säuren hinreicht.

Ich kann mich nicht darauf einlassen, die Gründe anzuführen, warum diese Ursachen entweder gar nicht statt finden, oder doch nicht die einzigen seyn können. Es sei uns genug, zu bemerken, daß die Wirkung des Magens wirklich bei einigen durch die blosse Gährung, in andern durch die erzeugte Fäulniß, in vielen durchs Zermalmen, in noch andern durch die blosse Anfeuchtung, in keinem Körper aber durch eine wahre Fäulniß bewerkstelligt werde; und daß bei einem Menschen, der nur einen schwachen Magen hat, mehrere Ursachen zusammen treten.

Der Magen besitzt eine ihm eigne Bewegung, die man die wurmförmige nennt. Alle Speisen, die wir geniessen, haben einen gewissen Reiz an sich, wenigstens sollten sie ihn bis zu einigen Graden haben; und daher ist es eine sehr wichtige Regel in der Lebensordnung, solche Speisen, die keinen Reiz geben, die Fasern also nicht in Arbeit bringen können, und daher still liegen, als Fett, entweder ganz zu vermeiden, oder mit andern gemeinschaftlich zu geniessen, die diesen Reiz besitzen. Blähungen von der in den Speisen vorhandenen entwickelten Luft, das Gewicht und die Schärfe der Speise allein, sind oft zu diesem Reiz hinlänglich; allein er würde selbst bei den gesundesten und stärksten

Men-

Menschen doch nur geringe, und die bewirkte Bewegung ihm gleichförmig seyn, wenn nicht zu diesem wechselseitigen Zusammenziehen der Bogen des Magens, noch die Wirkung hinzu träte, welche das Zwerchfell und die Bauchmuskeln ausüben. Diese Bewegung leeret den Magen ganz aus, und treibt zuerst Flüssigkeiten, und dann nach mehrerm Reiben und Zermalmen auch die festen Speisen durch die Magenendung in die dünnen Gedärme hinüber. Da es Thatsache ist, daß die Getränke von den Speisen getrennt werden können, so folgt daraus, daß besonders schwache Personen, bei denen die seifenartige Eigenschaft eines gegohrnes Getränkes, sich mit Fett, und hier mit den Felttheilen der Speisen zu verbinden, nicht durch die natürliche Stärke der Werkzeuge ersezt wird, zu ihrem Getränke lieber ein gutes Bier, als Wasser, erwählen müssen.

Ein jeder Theil des ganzen Kanals, den die Speisen beschreiben, vom Schlunde und vom Magen an, welche Wege wir kennen, bis zum letzten Gedärm, dem Mastdarm, kann sowohl langsam als schnell, die wahre umgekehrte wurmförmige Bewegung erfahren. Wenn dieses bei den Obertheilen bis zum Magen herunter geschwind geschiehet, und sowohl das Zwerchfell als die Bauchmuskeln dabei verzuckt werden, so heißt es ein Erbrechen. Geschieht solches langsam, so könnte man es wiederkäuen nennen. Dieses Wiederkäuen ist bei gewissen Gattungen von Thieren, als dem Rindvieh, den Ziegen und Schafen, ein besonderes natürliches Geschäfte; denn die Natur hat dafür gesorgt, daß in Thieren, deren rohere Nahrung so viel Verähnlichung gebraucht, solche einen längern Dauungsweg zu beschreiten hat, und da sie die Abwechselung überall zu lieben scheint, so gab sie dem Geschlecht der Pferde und Esel einen sehr langen Dünndarm; und einer andern Gattung mehrere Mägen zum Wiederkäuen. Wenn aber beim Menschen durch Aufstossen und wirkliches Wiederkäuen die Speisen aus dem Magen langsam in den Mund zurückkommen, so ist es allemal eine Abweichung vom natürlichen Zustande.

Medicinische Unterhaltungen.

Achtes Stück.

Berlin, den 22ten Herbstmond 1781.

Kritik der warmen Getränke.

Es ist in der That keine ganz leichte Bemühung, wenn man ein allgemeines Vorurtheil für eine Sache, die dem Anschein nach, so vortheilhaft, oder wenigstens so unschädlich ist, heben, und die durch dasselbe eingeführte, und durch den Schutz der Mode gesicherte Sache gern ausser Gebrauch zu bringen wünscht. So geht es mit den warmen Getränken. Man glaubt, sie sind uns zum Bedürfniß geworden; von Jugend auf gewöhnt, uns wenigstens, wann wir aufgestanden sind, die Verdauungswerkzeuge damit zu beschwemmen, sind wir der festen Meinung, ihrer nicht entbehren zu können. Und da man keine, selbst schädliche Gewohnheit ohne alle Unbequemlichkeit ablegt, so hat man sich überredet, daß das erstere Uebelbefinden auf ihren unterlassenen Gebrauch, vorausgesetzt, daß

 man

man den Versuch gemacht hat, blos dem Einfall sie abzuschaffen, zuzuschreiben sei, und daß man es also ihnen allein zu verdanken habe, wenn das Magendrücken, das Uebelwerden, an den Tagen nicht erscheinet, da man wieder zu seinem alten Gebrauch zurück gekehrt ist.

Daß man aber überhaupt unrecht schließt, wenn man sagt: „ich kann mir die warmen Getränke nicht abgewöhnen, weil ich allemal, wenn ich Morgens keinen Thee oder Kaffee zu mir nehme, mich übel befinde,„ will ich durch ein ähnliches Beispiel beweisen. Man wird doch gewiß zugeben, daß der unmässige Genuß hitziger Getränke, des Weins, Brandweins, Biers, in der That sehr schädliche Folgen im Körper hervorbringe; und dennoch ist es bekannt, daß derjenige, der sich unglücklicher Weise in der Sklaverei eines unaufhörlichen Durstes nach diesen Getränken befindet, sich ihr nicht auf einmal entziehen kann, ohne sich einer tödtlichen Krankheit auszusetzen; welches selbst in den hitzigen Krankheiten, wovon Trinker so leicht befallen werden, nöthig macht, ihnen auch hier nicht die durch veralterte Gewohnheit nothwendig gewordenen erhitzenden Flüssigkeiten zu versagen, sondern, wiewohl freilich eingeschränkt, selbst im Seitenstechen, etwas davon zu erlauben.

Daß Getränke, die wir erst seit kurzem zu der Zahl der Bedürfnisse zählen, und welche

welche den ganzen übrigen Zeitraum, da sich Menschen wohl befunden haben, unbekannt gewesen sind, wenigstens nicht nothwendig seyn können, ist ganz ausgemacht; allein es könnte zu ihrer Empfehlung immerhin schon das zureichen, daß sie allerlei Vortheile gewähren, die man durch sie erhält, und einigen Unbequemlichkeiten abhelfen.

Wenn man auf die ersten Zeiten zurückgeht, da die warmen Getränke (wir reden hier blos vom Thee und Kaffee), in unsern Gegenden eingeführt worden, so trift man auf eine Zeit, da das männliche Geschlecht kaum ein anderes gesellschaftliches Vergnügen kannte, als sich einen Rausch zu trinken, und fast keinen Abend sich dem Schlaf zu überlassen, ohne von Wein oder Bier dazu eingeladen zu seyn. Um eben diese Zeit war der Rauchtabak unter demselben Geschlecht Sitte, Bedürfniß, Nothwendigkeit geworden; man verband ihn mit dem Genuß derer Getränke, die nach einem allgemeinen Aufstand im System des Umlaufs der Säfte, endlich das feinere Mark des Gehirns befielen, solches, so zu sagen, betäubten, den Einfluß seiner Flüssigkeit (sie sei nun Gehirnmark oder Nervensaft), und mit ihm einen grossen Theil der thierischen Bewegungen hinderten, und also einen dem Schlag nachahmenden Schlaf hervorbrachten.

Die erste förmliche Folge dieser hitzigen Getränke war die Austrocknung der Säfte, und eine völlige Sprödigkeit und Saftlosigkeit der Fasern und festen Bestandtheile des Körpers; die nachmals Verstopfungen und andere chronische sowohl als hitzige Krankheiten erzeugten.

Ohngeachtet damals unter den Aerzten noch das Vorurtheil herrschte, daß ein jeder Schlagfluß mit hitzigen und aufweckenden Mitteln zu behandeln sei, er mochte nun blutiger Art seyn, oder von Erschlaffung herrühren: so fand man doch in andern Krankheiten, bei der ausgedorrten, saftlosen, ungeschmeidigen und unbiegsamen Faser der Kranken, solche Getränke, die diesen hitzigen entgegengesetzt waren, von größtem Nutzen, denn sie mußten den Aerzten schon durch Vernunftschlüsse empfohlen werden; und den Kranken ladete die schmachtende dürre Zunge ebenfalls zum Genuß einer erschlaffenden Feuchtigkeit ein.

Wenn die Mode der Ausländer also wirklich damals nicht den Thee und Kaffee bekannt gemacht hätte, so fiel Wahl und Geschmack doch schon von selbst bei Leuten, wie unsere durstigen Väter waren, auf warme Getränke überhaupt. Allein es ist auch noch ein sehr natürlicher Grund vorhanden, warum man sich nicht mit blossem warmen Wasser begnügte, sondern den Thee und gebranntes Kaf-

Kaffeepulver darinn auflösete, und beide mit Zucker versüßte. Bei jener allgemeinen Trockenheit und Sprödigkeit konnte es nicht an Stockungen der Säfte in den letzten und kleinsten Gefässen fehlen; diese löset das warme Wasser an sich nicht auf, sondern es ist ein Reiz, aber keine Erhitzung nöthig, die Gefässe zur Zusammenziehung zu bewegen. Die gelind zusammenziehende Eigenschaft, die der Thee besitzt, das stärkende Oehl und wesentliche Salz des Kaffee, und endlich der Zucker, der selbst ein Mittelsalz ist, besitzen diesen Reiz, und so scheint es so gar, als wenn der Thee und Kaffee, auf die Weise, wie er damals in Gang kam, und wie wir ihn noch trinken, ein fast durch Vernunftschlüsse herausgebrachtes Getränk für die Kranken des männlichen Geschlechts eines Zeitalters gewesen sei, in dem es zum Begriff der Männlichkeit gehörte, so abgestumpfte Empfindungswerkzeuge zu besitzen, daß aller Spiritus von mehrern Flaschen sie nicht sonderlich reizte, und zum Ruhm, den Geselischafter, mit dessen Gegenwart jemand beehrt ward, in einem Zustand nach Hause zu schicken, daß die Zuschauer, deren Augen gerade klar waren, ausriefen: der ist doch heute kein Mensch! Ein Begriff von Ehreanthun, der noch dermalen in den mehrsten Städten am Niederrhein zu Hause gehöret.

Das schöne Geschlecht wird es mir hoffentlich Dank wissen, daß ich ihm die Beschuldigung ganz abnehme, die warmen Getränke eingeführt zu haben. Wenn aber dem männlichen Geschlecht die erste Aufnahme, die Erfindung zukommt, so hat das schönere sie dennoch von je an begünstigt, und der Grund dieser Begünstigung liegt abermals in der Sitte des durstigen Zeitalters. Allein wenn sonst der, der verhehlt, so gut ist als der, der begeht, so kann doch in diesem Fall die Begünstigung dem weiblichen Geschlecht nicht einmal zugerechnet werden.

Auf solche Weise sind es also die Männer, die die warmen Getränke zuerst in Teutschland nachgeahmt haben. Woher es gekommen, daß die Frauenzimmer sich so leicht darinn geschickt, und ein Getränk, das die Männer als Hülfsmittel erwählten, zum Favoritgetränke gemacht haben, hat vielleicht ausser jenen physischen Ursachen, auch noch diese sittliche, daß sie von dem Nutzen derselben durch die Erfahrung überzeugt, ihre Männer dadurch, daß sie sich selbst den Thee und Kaffee zum Bedürfniß machten, um so eher bewegten, beide aus ihren Händen anzunehmen, wann es nöthig war, sie aus ihrer sinnlosen Betäubung zu sich selbst zurück zu bringen, und die gar zu reichlich genossene Spirituosa verdünnt und eingewickelt von sich zu geben. Denn daß beim

Frauen-

Frauenzimmer derselbe physische Grund statt gefunden habe, würde Verläumdung seyn, wenn man es sagen wollte. Liebe zu ihren Männern, die durch Erfahrung erlangte Kenntniß, daß jene dadurch konnten aus dem Rausch zu sich selbst gebracht werden, und dann wohl der Geschmack, den sie den warmen Getränken nachgerade abgewannen, hat solche allmählig in die Zahl der Nothwendigkeiten eingeführt.

Man glaubte bald, ihrer gar nicht entbehren zu können, und eine Sache, die der Vater nur dem Namen nach gekannt hatte, ward von Sohn und Tochter für das erste Bedürfniß des menschlichen Lebens gehalten. Bei den Säuglingen ersetzten sie, mit Milch vermischt, die Stelle der Muttermilch, die Erwachsenen liessen ihr Frühstück daraus bestehen, und denen Gesellschaften, die sich in den Stunden, da die Speisen des Mittags verdaut werden sollten, versammlen, um lange Weile zu haben, oder die böse Laune, welche die im Unterleibe vorgehenden Auftritte erzeugen, von seinen Hausgenossen abzuwenden, und in Verbindung mit andern eben so von Dünsten mitgenommenen Frauenzimmern auf abwesende Freundinnen zu kehren, sind sie ausschliessend zu Erfrischungen angewiesen worden.

Die Gewohnheit hat immer mehr überhand genommen. Fast alle Stände genies-

sen des Morgens Thee oder Kaffee; der siebenjährige Krieg, der unter alle geringern Stände mehr Geld, aber nicht mit dem Gelde auch bessere Grundsätze zur Anwendung des Geldes brachte, machte besonders den Kaffee auch den allerniedrigsten Leuten im Staate bekannt, und nun ist es, aller Erschwerung des Ankaufs durch Auflagen ohngeachtet, so weit gekommen, daß er jedermann nothwendig scheint, daß manche arme Familie ihren Mittags- und Abendtisch, statt fester Speisen, mit Kaffee und Zwieback besetzt, und der Vornehmere sie Morgens und Nachmittags, ja selbst noch einige Stunden vor der Abendtafel, ich weiß nicht, ob zum Zeitvertreib, oder zur eingebildeten Erfrischung? eingeführt hat.

Ich will hier nicht die nachtheiligen Folgen erwähnen, die die warmen Getränke, besonders auf die Bevölkerung und Erziehung starker brauchbarer Menschen haben. Ich sehe vielmehr ein, daß man dem gemeinen Manne, der doch auch seine Delikatesse haben will, zu viel thut, ihm alles zu entziehen. Wahr ist's freilich, daß seinen Arbeiten, und dem Klima, in welchem wir wohnen, die erschlaffenden Getränke gar nicht zuträglich sind. Er sollte sich daher lieber, gleich seinen Vorfahren, mit seinen Biersuppen, wobei ein König, der der Stolz seines Zeitalters ist, erzogen zu seyn versichert, begnügen; wenn nur nicht von je an, da man

man Schwelgerei und Aufwand kennt, die weichliche Sitte von der Hauptstadt aus, wo sie ihren Ursprung nahm, bis in den kleinsten Winkel der Provinzen gedrungen wäre, und es nicht durchaus an Mitteln fehlte, einem so sehr verbreiteten Uebel Maaß und Ziel anders als durch eine Revolution zu setzen. Aber zu einer allgemeinen Umformung ist das Uebel selbst wieder zu unerheblich. Wie wenig aber eine schwammigte und erschlaffende Diät geschickt sei, den festen Theilen ihren wahren Ton zu geben, wird man bei einiger Aufmerksamkeit auf die stufenweise Abnahme der teutschen Stärke nur zu sehr gewahr, und wir werden an einer unbärtigen und gehaltlosen Nachkommenschaft vielleicht noch selbst die traurigen Früchte dieser so eingerissenen Lebensordnung bemerken.

Indessen gehört es nicht hieher*), die Erfolge für den Staat weiter auseinander zu setzen. Wir wollen vielmehr eilen, das Vortheilhafte und das Nachtheilige der warmen Getränke für einzelne Personen zu entwickeln.

Ich muß mich hier eines Beispieles bedienen, für welches ich zwar bei Aerzten, die meine Leser sein möchten, um Vergebung bitte, welches aber andern Lesern, bei denen physiologische Grundsätze von den Eigen-

*) Sondern in ein grösseres Werk, welches der Verfasser der gerichtlichen Arzneikunst und Medizinalpolizei bestimmt, nemlich in sein neu angelegtes Magazin.

schaften unserer Fibern nicht voraus zu setzen sind, seiner grossen Aehnlichkeit wegen, faßlich, deutlich, und leicht einzusehen seyn muß. Man kann unsre Verdauungswerkzeuge, die von den warmen Getränken zuerst und unmittelbar berührt werden, füglich mit einer Haut, (sie bestehen ja aus Häuten) oder mit einem Leder vergleichen, und dann werden drei Grade von Festigkeit oder Spannung bei ihnen statt finden: Die Sprödigkeit, da sie zur Bewegung unfähig sind; die Schlaffheit, da es ihnen an Kraft Widerstand zu leisten gebrechen muß; und dann die mittlere Biegsamkeit, da sie gleich sehr zu widerstehen, als Bewegungen anzunehmen fähig sind.

Es bedarf gar keines Beweises, daß der leztere, zwischen Sprödigkeit und Schlaffheit belegene Mittelstand, derjenige sei, der im gesunden Zustande da seyn, und im krankhaften von Aerzten, die ja immer auf die gehörige Gleichförmigkeit in der Spannung und Bewegung zu sehen haben, abgezweckt werden müsse. Die spröde Faser muß schlaffer aber nicht schlaff, die schlaffe spröder als sie ist, aber nicht spröde gemacht werden; eine Vorsicht, die am Krankenbette vom Arzte nicht immer bei der Anordnung beobachtet wird; doch dies beiläufig.

Nach diesen drei Graden der Spannung beurtheile ich die warmen Getränke einzig und allein. Denn in der That ist ihre Wirkung sehr wenig von der, die das warme

Was-

Wasser schon allein äussert, verschieden. Die Farbe, die der Thee dem Wasser ertheilt, ist unbeträchtlich, noch unbeträchtlicher die gar gelind zusammenziehende Eigenschaft, die er besitzen soll, und nicht in Betrachtung kommt. Der Kaffee hingegen hat schon ein wesentliches Salz und stinkendes Oehl, das beides erst durchs Rösten erzeugt oder entwickelt ist; (folglich kann man auch nicht sagen, daß die nachgemachten Kaffeearten nach dem Rösten noch die Eigenschaften haben, die sie frisch besassen); daher reizet und erhitzt er mehr, macht Beängstigung, Kopfschmerzen und Wallung. Die Milch mildert die erhitzende Eigenschaft seines Oehls ein wenig. Der Zucker bleibt, bei hypochondrischen und hysterischen Personen, denen alles Süsse lästig ist, ohnehin lieber weg; andern thut er weder Gutes noch Böses. In allen Krankheiten also, wo die vom Boerhaave so vortreflich beschriebene Sprödigkeit der Fasern die vorhergehende Ursache ist; in Entzündungsfiebern, im Seitenstechen, in der Entzündung der Leber, in Krämpfen von Vollblütigkeit, zum Beispiel im schweren Harnlassen, sind die warmen Getränke mit Nutzen anzuwenden. Sie sind auch allerdings die Fieberhitze zu mildern, ohngleich vortheilhafter, als die kalten Getränke, da sie die Gefässe nicht zusammenziehen, sondern vielmehr durch ihre

Er-

Erschlaffung die austrocknende Schärfe in die Gefässe zurückbringen. Die warmen hingegen lösen die Salze besser auf, die zum Durst reizen, sie wickeln die Schärfen ein, und dergleichen mehr.

Wir verkennen also die guten Eigenschaften der warmen Getränke nicht; allein wir können nun um so weniger von ihren nachtheiligen Folgen schweigen. Es bleibt auch hier zum Grunde gesetzt, daß es auf die Beschaffenheit der Spannung, und auf den Endzweck, den sie befördern sollen, ankommt.

Als diätetisches Mittel, das bei manchen Familien von der geringern Klasse die Stelle aller übrigen festen Nahrungsmittel, mit Zwieback, Semmel, oder Butterbrodt vertritt, sind sie durchaus nicht zulässig. Allein ich will nur noch kurz zeigen, was sie bei mittlern und höhern Ständen, die sich ihrer früh Morgens, Nachmittags, und oft ein paar Stunden vor der Abendmahlzeit bedienen, für Wirkungen haben werden.

Da die mehrsten Personen, die sie geniessen, durch mehrere Zweige des Aufwandes nicht mehr die Schnellkraft und den Grad der Spannung in den festen Theilen besitzen, wodurch unsre Voraltern zu so bewundernswerthen Thaten fähig wurden, wobei wir staunend still stehen, und ohne Nachahmungstriebe in unserer Brust auf-

aufwachen zu fühlen, vorübergehen; (wie z. B. noch unter dem grossen Churfürsten der Gesandte am Londoner Hofe, bei einem mit dem Venetianischen Abgesandten entstandenen Rangstreit, die Ehre seines Herrn dadurch rettete, daß er den Italiäner, der eigentlich die Wette, worüber sie eingekommen waren, verlohren hatte, und sich doch beim Eintritt ins Audienzzimmer dem Brandenburger vordrängte, mit seinem rechten Arm beim Gurt aufhob, kaltblütig hinter sich niedersetzte, und nun ohne alle Verlegenheit den König anredete): so können wir leicht absehen, daß die warmen Getränke geradezu uns immer mehr erschlaffen, und folglich die Folgen der Schlaffheit immer mehr überhand nehmen müssen.

Und leider geschieht denn das auch nur zu sehr. Die Schnellkraft, die die Gedärme zur wurmförmigen Bewegung treibt, die natürliche, aber nicht jedem Reiz offen liegende Reizbarkeit, nehmen ab, die Empfindlichkeit für die geringsten Gegenstände nimmt zu. Magen und Gedärme können der in den Speisen enthaltenen Luft nicht widerstehn, diese werden daher aufgeblähet, es entstehen Blähungen, und daher Krämpfe und Herzensangst. Aller Ausdehnung ungewohnt, macht eine etwas härtere Kost schmerzhaftes Grimmen; die Nerven werden

den zu Zuckungen, die grössern Muskeln zu unwillkührlichen Wechselbewegungen oder Krämpfen geneigt. Der Speisekanal wird ein Aufenthalt der Würmer, denen nichts widersteht, sich in der Flockenhaut unvertilglich festzusaugen. Die ganze Laune und Gemüthsart nimmt an der Kränklichkeit Antheil; man wird traurig, schwermüthig, träge, eigensinnig. Leute von ungleicher Verdauung erhalten einen ungleichen Charakter, ihre Grundsätze verhalten sich wie ihre Blähungen; heute sind sie humoristisch, menschenfreundlich, die Welt ist ihnen ein Himmel; morgen, wenn ihre Gedärme von Luft ausgedehnt, das Zwerchfell reizen, und der Blutumlauf durch die Lunge gehemmt wird, bezieht sich ihnen der grüne Teppich einer Wiese mit einem schwarzen Flor, sie hassen sich und das ganze menschliche Geschlecht; sie denken und handeln nach der Empfindung eines jeden Augenblicks.

Der Kreislauf, erst und vorzüglich in den Gefässen des Unterleibes, und dann auch des ganzen Körpers, nimmt bald Antheil an diesem Zustande. Bei der immer geringer werdenden Herzenskraft, und denen immer mehr erschlaften Häuten der Gefässe, sind besonders die letzten Gefässe nicht im Stande, sich stark genug zusammen zu ziehen,

hen, und das Blut weiter zu stossen; daher Stockungen; ihre Mündungen können vor dem Triebe des Bluts bei einiger Wallung nicht verschlossen bleiben, daher so starke Blutflüsse in hysterischen Personen, die goldene Ader bei den Hypochondristen; daher auch schwere Geburten, und unzeitige Wochen. Das Blut selbst wird zu einem Schleim, da nicht Verarbeitung genug zu einer rothen Farbe angewandt werden kann.

Das sind die Folgen des eingerissenen Gebrauchs der warmen Getränke; und noch sind es bei weitem nicht einmal alle. Daß wir Morgens einige Schalen geniessen, um den trocknen Schleim im innern Munde, der sich Nachts angesammlet hat, zu verdünnen, könnte man noch nachlassen; aber der nachmittägige Genuß in den Stunden der Verdauung, und der Gebrauch bei den aufgestutzten Kaffees *) und Abendgastmahlen, ein paar Stunden vor dem Speisen noch Thee zu trinken, welches die Magensäfte und Galle, die mehrentheils schon unwirksam genug sind, noch mehr zu verdünnen und zu schwächen dienet, ist augenscheinlich nachtheilig.

Die Natur giebt so viel Winke, oft redet sie auch laut; die Aerzte, die ihre Priester sind, verkündigen ihren Willen; wann wird man hören?

Abge-

*) Caffés cöeffés.

Abgegebener Brief.

Mein Herr, Sie haben in der Nachricht, Ihre Wochenschrift betreffend, gesagt, daß Sie ausser solchen Dingen, die unsre Gesundheit unmittelbar angehen, uns auch noch mit allerlei andern interessirenden Gegenständen Ihrer Kunst unterhalten wollen. Sie haben sich zwar über diese Gegegenstände selbst nicht erklärt; da Sie mir aber auch in solchen Zweigen der Medizin nicht fremd scheinen, die wohl nicht so unmittelbaren Einfluß auf die eigentliche Heilung haben: so wende ich mich an Sie, im Namen einiger Freunde, Sie zu ersuchen, daß Sie uns doch in einigen Blättern von der hermetischen Medizin unterrichten wollen, wovon man in neuern Zeiten wieder so viel zu hören bekommt. Verpflichten Sie dadurch mich und andre Ihrer Leser, die Ihre unbekanten Freunde sind.

Antwort.

Ich danke Ihnen, unbekannter Mann, für Ihre Bitte, für Ihre Aufmerksamkeit, und für das in mich gesetzte Vertrauen. Allein ich kann nicht unbedingt Ihren Willen erfüllen; denn der Glaube an die hermetische Medizin ist zwar ein Vorurtheil, aber keins von den schädlichsten. Ich muß also vorher öffentlich anfragen, und um Nachricht bitten: ob mehrere Leser von Geschmack wünschen, diesen Gegenstand von mir behandelt zu sehen. Ich habe die Wege bekannt gemacht, wie man sich ohne Namen mit mir unterreden kann, und frage also beim Publikum hierdurch an: ob ich meinem Korrespondenten genügen soll?

Der Verf.

Medicinische Unterhaltungen.

Neuntes Stück.

Die Abhängigkeit des Gemüths vom Körper.

Unsre Seele mag sein, was sie will; ein von gewissen Handlungen abgesonderter Begriff, wie das Leben; oder ein für sich bestehendes Wesen, welches fortdauern und vorhanden sein kann, entweder ohne überhaupt mit einem organischen Leibe umgeben zu sein, oder wenigstens doch ohne gerade diesen Leib zum Gränzpunkt der Empfindung, zum Maasstab der Vorstellungsart zu haben: genug, so lange der Mensch auf die Weise vorhanden ist, wie wir jeder unser Selbst fühlen, und wie wir, uns gleiche Wesen, unablässig vor Augen haben, so lange giebt es Handlungen, die wir verrichten, die zwar an sich unabhängig von äussern Gegenständen sind, zu denen selbst wir aber ohne die Bekanntschaft mit diesen Werkzeugen des äussern und innern Sinns, die wir die unsrigen nennen, nicht fähig gewesen wären. Und dasjenige, was diese Handlungen be-

wirkt, in Bewegung setzt, wollen wir Seele nennen. So wie zum Leben die Wirksamkeit des Herzens wesentlich nöthig ist, so wird zur Bewirkung geistiger Handlungen die Unverletztheit unsers Gehirnmarks erfodert; vermöge des wechselseitigen Einflusses aber nimmt eins theil an dem andern, das Herz bewegt sich nicht, ohne den Einfluß der Nervenkraft; das Gehirn, als der Sammelplatz der Empfindungen und der Wohnort des innern Sinns, wird in seiner Thätigkeit ebenfalls unterbrochen, wenn das Herz aufhört, zu seiner Unterhaltung neue Quellen von Thätigkeit abzusenden.

Dieser Unterschied von Veränderungen, die in und mit uns vorgehen, ist überaus wichtig, und man kann sich nicht wundern, daß er zu allen Zeiten, da es Menschen gab, die über die Dinge um sich her, und über sich selbst nachdenken konnten, zur äussersten Neugierde gereizt hat. Besonders hat es gewisse Herrn Weltweise gegeben, die überaus feine Systeme über die Verbindung beiderseitigen Handlungen erdachten, und die insgesamt, so wahrscheinlich, oder wohl gar so gewiß sie ihnen auch selbst vorkommen mochten, dennoch kaum einmal möglich waren; und bei der unendlichen Menge möglicher Fälle ist doch gewiß noch gar nichts gewonnen, wenn man auch erwiesen glaubt, daß ein Ding unter gewissen Umständen, die

die man nur freilich noch nicht bestimmt hat, wohl so sein könnte.

Gemeiniglich ist mit den Männern, die von Weisheit Profession machen, gar nicht gut streiten. Es liegt, glaub ich, an ihrem Körper, der über ihrem anhaltenden Nachdenken vernachlässigt wird, daß die Liebhaber der Weisheit mehrentheils eigensinnig sind, und durchaus keinen Widerspruch ertragen können. Wenn sie uns das ungereimteste Zeug vorsagen, so sollen wir blind Beifall geben, denn sie haben es ja demonstrirt, und die Demonstration, der philosophische Erweis, ja, das ist ein ganz andres Ding, als der historische. Freilich wohl, ein anders Ding. Unsre Sinnen lehren uns freilich, daß es eine Bewegung in der Welt gebe; aber den Diogenes wollte ein Philosoph durch die Demonstration lehren, es gebe keine; und der gute Diogenes sah sich endlich über die Thorheit so betroffen, daß er nichts weiter zu thun wußte, als er spazierte vor dem Philosophen auf und ab. Die Geschichte der philosophischen Meinungen ist zugleich die Geschichte der Verirrungen menschlichen Verstandes, und nicht selten menschlichen Herzens.

Die Ursache, daß wir von uns selbst, und dem, was wir geistig nennen, überhaupt so wenig wissen, liegt hauptsächlich an fol-

genden Umständen. Erstlich geben wir uns nicht die Mühe zu beobachten; wir gehen vom Lehrsatz aus, und sollen von der Erfahrung ausgehen. So gieng es dem Kartesius mit seinen Wirbeln. Ferner, wenn's denn nun auch zum Beobachten kommt, so sieht doch jedermann mit seinen Augen, und man weiß ja, wie verschieden die Augen sind. Der Eine sieht recht gut in der Nähe, und erkennt in der Ferne nichts; der andre, dessen Augapfel sich erweitert hat, erkennt in der Ferne die Gegenstände genau, aber nun sich selbst nichts; noch ein dritter ist in einer beständigen Dammerung, er sieht alles nur halb, aber er macht doch Ansprüche aufs Sehen. Zuletzt kommt wol noch gar ein vierter, dessen Stern sich am Tage zusammen zieht, und der, gleich dem Lieblingsvogel Minervens, nur bey Nacht die Gegenstände unterscheidet. Und was nun weiter gar das Aergste ist, so haben wir eine überaus geschäftige Kraft in uns, die uns zu allen Augenblicken Streiche spielt, die **Einbildung**, die uns von Jugend an irre führt, weil sie die Dinge, die sich uns darstellen, eigenmächtig verändert. So sah jene Dame durchs Fernrohr im Monde ein Paar Liebende, die sich gegen einander neigten, da ihr Kapellan hingegen den Glockenthurm einer Kirche drinn zu erblicken meinte. Was hat diese Einbildung nicht der Arzneikunst für Schaden

den gethan! Wie wenige sehen die Dinge, wie sie sind; einer sieht wieder alles doppelt; dem ohnmächtigwerdenden wird's vor den Augen grün, beim Gelbsüchtigen trägt alles die Farbe des Neides.

Ich muste diese Ausschweifung voraus schicken, um mich bei meinen Lesern zu recht- fertigen, wenn ich ihnen von unsrer Seele nur wenig sage; wenn ich meine Unwissenheit in einer ganzen Reihe von Kenntnissen geste- he, die man mit dem Namen Philosophie belegt hat, so wie man wieder diese Philosophie eine Wissenschaft nennt, und sich nicht wenig damit weiß, daß sie ausschliessend den Nah- men des Wissenschaftlichen verdient, weil ihre Wahrheiten alle mit einander durch den höhern Verstand erwiesen werden können. Ich gestehe gern, ich bin noch der Mensch des Kornelius Agrippa, ich klebe am Irdi- schen, die Materie hält mich fest. Ich trage auch gar kein Verlangen, es so weit zu brin- gen, daß ich mich völlig frei von den Ban- den eines Werkzeuges befände, dem ich doch alles, was wenigstens ich mich zu wissen rüh- men kann, verdanke. Ich bin nicht stolz genug, mich zum übermenschlichen Wesen aufschwingen, noch niederträchtig genug, mich zum Thiere, das keiner allgemeinen Begriffe fähig ist, erniedrigen zu wollen. Die Natur hat mich zum Menschen gemacht.

Also blos Erfahrungen müssen meine Leser erwarten, Erfahrungen, die sie grossen theils an sich selbst machen können, oder schon gemacht haben, in der Schulsprache mittelbare.

Wir müssen schon die Sache von Ledens Ei anfangen, und bis zu unserm ersten Ursrung zurückgehen. Das Kind, sobald es den Aufenthalt verlassen hat, in welchem es vor allem Zugang äusserer Luft verschlossen lag, und dessen Lungen nun von der athmosphärischen Luft ausgedehnt werden, kündigt sein Dasein mit einem Laut an, den man nicht Geschrei, nicht Gewimmer nennen kann, und so unterscheidend ist, daß Leute, die öfters bei Geburten zugegen gewesen, selbst daran ein neugebohrnes Kind entdecken können. Wenn wir von den Zeichen der Empfindung auf das Dasein oder Nichtdasein derselben schliessen könnten, so hätten wir Recht, dem Kinde vor der Geburt alles Gefühl abzusprechen. Wenigstens erinnert sich niemand dieses Zustandes, die Eindrücke sind zu schwach, als daß sie tief eindringen könnte; die Masse, in die sie eindringen, so weich und flußbar, daß sie die Spuren nicht aufbewahren kann, und daher liegt es wahrscheinlich also an der Schwäche des Eindrucks, und der Weichheit und Nachgiebigkeit des kindlichen Körpers, daß wir uns jenes Zustandes nicht im allermindesten erinnern können. Das neugebohrne Kind wird von

Men=

Menschen behandelt, es erhält nach und nach immer konsistentere Nahrung; selbst die Milch, mit der es ernährt wird, ist nicht die feine Feuchtigkeit mehr, die es im Schooß der Mutter, wie es am wahrscheinlichsten ist, aus den letzten Endungen ihrer Blutgefässe einsog. Auf diese Weise wächst der kleine Körper nach allen Seiten der Ausdehnung, die Masse desselben wird nach und nach fester, und das Kind wird fähig, einige Eindrücke äusserer Gegenstände überhaupt schon aufzubewahren. Allerdings bewahrt es aber keine andere auf, als die es erhalten, und zu wiederholtenmahlen erhalten hat. Es behält auf die Weise den Eindruck der Brust, welche ihm seine Nahrung giebt, dann der Person, die sie ihm reicht, nach und nach andrer Gegenstände, die sich ihm öfter zeigen; noch immer aber erlischt der Eindruck jedes neuen Gegenstandes, der sich ihm darstellt.

Hiebei wollen wir einmal eine Weile stehn bleiben. Wir sehen, das Kind bewahrt nun die Eindrücke schon, die Gegenstände werden ihm bekannt, es erinnert sich gewisser Vorgänge, die es vorher durch dieselben Gegenstände erfahren hat. Und da wir finden, daß zu gleicher Zeit die Masse seines Körpers an Dichtigkeit gewinnt, an Konsistenz zunimmt, so schliessen wir nun zwar noch nicht völlig und unumstößlich

gewiß, aber doch mit vielen Gründen für die Wahrscheinlichkeit, daß es die Ansammlung mehrerer dichter Theile sei, welche die Masse seines Körpers fähig macht, Eindrücke überhaupt aufzunehmen, und zu bewahren. Eben so wahrscheinlich richtig vergleichen wir nun des Kindes Körper mit einem Fruchtlande. Es wird eine gewisse Beschaffenheit des Bodens erfodert, um die eingestreuete Frucht anzunehmen; im Wasser, in dem schon dichtern Sande ginge sie verlohren; allein, es muß doch auch die Frucht wirklich eingestreuet werden, gewisse äussere Gegenstände müssen auf die Werkzeuge der Sinne wirken. Denn was zum Aufbewahren nicht niedergelegt wird, kann auch nicht aufbewahrt werden. Wir schliessen dieses um so wahrscheinlicher, da wirklich, nach Maasgabe der Eindrücke, und der Art, wie sie beygebracht und wiederhohlt werden; und nach Maasgabe der relativen Beschaffenheit des Nervenmarks, die junge Seele vorzüglich an Menge der Vorstellungen wächset, oder zurückbleibt.

Und in der That finde ich keinen andern Gang als diesen, den die Stelle nimmt, wenn sie an Kenntnissen Zuwachs gewinnt, dieselben Gesetze, die bei den allerersten Begriffen, die wir im kindlichen Alter wie in einem jeden folgenden erhielten, statt fanden, finden bei der Entwickelung aller unsrer geistigen Kräfte,

Kräfte, und bei ihrer Zerstörung und Abnahme statt.

Diese Gesetze sind erstlich also eine gewisse Empfänglichkeit des Körpers, (wir entscheiden hier noch nicht, welches Theils, vom Körper); dann gewisse Gegenstände, die sich in den Körper eindrücken: ferner der Eindruck, wie ihn der Körper behält, und endlich eine Wiederhohlung der Einwirkungen des äussern Gegenstandes, wodurch der Eindruck um so stärker wird; wie eine Ritze in Wachs, oder in eine andre nachgiebige Masse, immer tiefer wird, je öfter wir mit demselben, oder mit einem ähnlichen Werkzeuge über die Ritze hin und her fahren, und selbige erweitern.

So mechanisch, wie ich aber bisher die Sache vorgestellt habe, so läßt sich doch dadurch noch nicht begreifen und einsehen, wie nun ein solcher Eindruck, zum Beispiel des Feuers, gerade die Empfindung und Vorstellung des Brandes an dem berührten Theile erzeugen könne. Die Veränderung, die in meiner Vorstellungsfähigkeit vorgehet, ist doch unendlich von derjenigen verschieden, die in dem äussern Sinnwerkzeuge entsteht. Was hat wohl die Vorstellung der schwarzen Farbe mit dem besonders gebrochenen Lichtstrahl, oder die Idee des Schalles mit der zitternden Bewegung des Aethers gemein? Eine Frage, die ein Mann aufwirft, der ein

Recht hat, eine Antwort zu fodern. Es ist Haller.

Wenn man nicht im voraus schon des Vorsatzes ist, alles zu erklären, so ist die Frage sehr leicht zu beantworten. Wir gestehen nemlich unsre Unwissenheit, die sich ja in mehrern Fällen blos geben muß, und läugnen nur die Folge, die man daraus als höchst wahrscheinlich herleitet, daß nemlich die Kraft, wodurch wir die Vorstellung erhalten, einer vom Körper, der den Eindruck erhält, ganz verschiedenen Substanz beygelegt werden müsse. So hat der Magen die Kraft zu verdauen, die Leber die Galle zu zubereiten, das Herz den Kreislauf des Bluts zu befördern. Der Grund, woher diese Theile ihre eigenthümliche Kräfte besitzen, ist ihre eigenthümliche Struktur. So sind es beim Magen seine Häute, bey der Leber der körnerförmige Bau und das erhaltene stinkende Blut, beim Herzen seine sich so auszeichnenden Faserstreifen. Wer wird aber wohl jedem dieser Eingeweide eine eigene Substanz beilegen, welche die Kraft besässe, die besondern Wirkungen hervorzubringen? Denn die Archäen sind ja längst als eine höchst lächerliche Meinung widerlegt worden.— Folgen wird also, daß, so wie für die Dauung der Magen, als das erfoderliche Werkzeug vorhanden ist, wie die Instrumente der Sinnen zu andern aber ähnlichen

Geschäf-

Geschäften bestimmt sind, und so fort, auch für die innre Empfindung und Vorstellung ein eigenes Organ werde angelegt sein, in dessen Bau und Einrichtung der Grund jener Veränderungen, und der Kraft sie zu erfahren liegen müssen.

In der That vereinigen wir uns nach dieser, so natürlich aus ihren Vorsätzen fliessenden Schlußfolge, wieder mit der Erfahrung, die uns durch sichere Versuche gelehrt hat, daß das Gehirnmark für den innern, und das Nervenmark für die äussern Sinne angelegt sei, und daß sich alle Empfindung und alle Vorstellung auf den innern und äussern Sinn zurückbringen.

Die Nerven sind die Werkzeuge des äussern Sinns, und überhaupt des Gefühls. Wenn ein Nerve zerschnitten wird, so hört die Empfindung des Theils auf. Und alle Nerven, die man füglich mit den immer kleiner werdenden Zweigen grösserer Aeste, und endlich eines oder mehrerer Hauptstämme vergleichen kann, nehmen im Gehirn ihren Ursprung. Eigentlich giebt es drei Klassen von Nerven, die erste entspringt aus dem untersten Theil des Marks vom grossen oder kleinen Gehirn; die zweite, und zahlreichere aus dem Rückenmark; und die dritte erhält ein aus beiden Arten zusammengemischtes Mark. *)

Denn

*) Bei der Geschichte des Gehirns wird hiervon weiter geredet werden.

Denn alles Mark des grossen und des kleinen Gehirns geht durch verschiedene Löcher zu der Hirnschale hinaus, und so an seine bestimmten Orte. Die kleinen Bände dieses Marks heissen **Nerven**, die grossen machen das Rückenmark aus, aus welchem wieder ein Theil der Nerven seinen Ursprung nimmt. Im Anfange sind die Markbände, aus denen die Nerven bestehen, ganz weich, und machen, bald nach ihrer Trennung von andern Markschichten, jeder eine Schnur aus, die, bei ihrem fernern Fortgange, von der röthlichen und schwachen Haut, die man die dünne Hirnhaut nennt, eingeschlossen und auf diese Weise mit einer Hülle versehen wird. Von diesen Nerven sind einige den Muskeln gewidmet, andre den Eingeweiden, andre den Werkzeugen der Sinne. Wenn jene, wie die Erfahrung lehrt, die Muskeln in eine zuweilen höchst gewaltsame Bewegung versetzen, so ist das Mark der letztern für die Empfindung bestimmt. Wenn man das Gehirnmark zusammen drückt, so hört die Empfindung des ganzen Körpers auf; und erhält das Rückenmark den Druck, so hören alle, unterhalb der gedrückten Stelle liegende Theile zu empfinden auf. Haben gewisse Stellen im Gehirn einen Druck erlitten, aus welchen viele Nerven abgehen, so gehen diese Sinne allein verlohren, als zum Beispiel das Gehör und das Gesicht. Ueberhaupt empfinden nicht alle Theile gleich stark, die Zunge stärker, als die äussere Haut, das Werkzeug des Geruchs nicht so leicht als das Auge. Theile, die keine Nerven haben, empfinden auch nicht. Gewisse Nerven sind auch nur für gewisse Empfindungen; der Gesichtsnerve für die Lichtstrahlen, der Gehörsnerve für den zitternden Aether.

Alle

Alle wahre oder eingebildete Empfindung setzt auch einen gewissen Eindruck auf ein mit Nerven versehenes Werkzeug voraus. Wir sehen nicht, wenn es finster ist, und durch die Lichtstrahlen kein Bild äusserer Gegenstände auf das Auge fallen kann; wir schmecken nicht, wenn die Zunge nicht von salzigen Theilen berührt wird; wir fühlen nicht, wenn kein äusserer Gegenstand auf die peripherische Haut wirkt. Indessen ist es doch mehr, als die Berührung, was wir uns vorstellen. Wir können uns den Lichtstrahl, der auf die Netzhaut fällt, wir können uns das unmerkliche und unendlich kleine Theilchen Moschus, das auf die innere Nasenhaut wirkt, vorstellen; aber das ist doch nicht die Empfindung, die wir erhalten, die Vorstellung der Farbe, des Moschusgeruchs.

Wir können diese Empfindungsfähigkeiten in gewisse Klassen theilen. Wortstreit ist es, wenn man darüber Fragen aufwirft, ob es nur ein Gefühl gebe? und thörigt, die Möglichkeit mehrerer Sinne zu bezweifeln, als wir Menschen haben. Bei unsern äussern Sinnen aber wird das beständige Gesetz gehalten, daß wir das, so wir uns durch Einen Sinn, z. B. die Farbe durchs Gesicht, denken, uns nicht durch einen andern, z. B. durchs Gehör, denken können.

Allein nun ein Paar Erfahrungen. So wenig der Blindgebohrne das Licht empfindet, noch der Taubgebohrne den Schall sich vorstellen kann: so sicher kann gegenseitig der erst Blindgewordene sich die schwarze Farbe, nachdem er seine Augen, und der erst Taubgewordene eine ehmals geliebte Melodie,

nach-

nachdem er sein Gehör verlohren, wieder vor-
stellen. Man hat Beispiele, daß Leute, denen
ein Glied abgenommen worden, sich vorstellten,
in diesem Gliede, das sie nicht mehr hatten,
Schmerzen zu empfinden, (ein Zufall, der bei
den Aerz'en von böser Bedeutung gehalten
wird); in der Fieberhitze spricht der Kranke
mit abwesenden Personen als gegenwärtig; er
sieht im Faulfieber Balken vor seinen Augen,
und im Wahnwitz Schlangen, die um ihn
zischen, und Wölfe, die ihn anpacken wollen.
Es bedarf also zur Vorstellung der Empfindung
(ich will so sagen, ohngeachtet die Empfindung
selbst ein Gedanke ist, eine Wahrheit, die
Helvetius in den Irrthum verleitete, daß alles
Denken also nichts anders als Empfinden sei,)
nicht immer eines wirklich vorhandenen
äussern Gegenstandes, um sich ihn vorzustellen.
Wie wird nun diese Vorstellung eines Dinges
als gegenwärtig bewirkt, das doch nicht
gegenwärtig ist?

Man ist sehr bereit gewesen, zu antworten,
durch die Seele; allein ich habe zu viel Ach-
tung für Geister, als daß ich ihr die Schuld
des hier vorgehenden Irrthums geben sollte,
und wenn wir nur zu beobachten fortfahren,
werden wir finden, daß auch das eine körper-
liche Veränderung, und kein geistiger Vor-
gang sei. Billig sollte ich zwar mit der
Beobachtung, nicht mit der Erklärung anfan-
gen, denn man könnte glauben, daß die Beo-
bachtung nur zu Gunsten der Erklärung ge-
macht worden. Allein ich glaube, mich faßli-
cher und verständlicher zu machen, wenn ich
die Beobachtung, worauf jene sich unmittel-
bar gründen muß, nachtrage.

Wir erhalten irgendwo in unserm Gehirnmarke Vorstellungen. Auch die Empfindung stellen wir uns da vor. Die Vorstellung der Empfindung kann also nicht ohne die Empfindung zum erstenmahl in uns entstehen, das heißt, so lange das Gehirnmark keine Spur eines ehemals dahin übertragnen Eindrucks einer Empfindung erhalten hat. Wir erhalten aber höchst wahrscheinlich dergleichen bleibende, sich als unmerkliche Spuren einprägende Eindrücke: in dem Theile des Gehirnmarks, woher mehrere Nerven entspringen, wo der Sammelplatz, das Magazin des Marks einer der drei genannten Nervenklassen ist, wir nennen ihn den gemeinschaftlichen Empfindungssitz, das Sensorium. Nun findet bei diesem Sensorium das Gesetz statt, daß erstlich alle ähnliche, und dann alle zu gleicher Zeit gemachte Spuren, so zu sagen neben einander gereihet, in anstossende Fächer niedergelegt werden. Und nun kann auch, bei mangelnder Aufmerksamkeit, leicht der Irthum vorgehen, daß ohngeachtet von zwei Eindrücken, die ehemals zu gleicher Zeit auf den Sinn wirkten, und von deren Empfindungen zu gleicher Zeit zwei Spuren im Gehirnmark gemacht wurden, nur Ein Eindruck, so wie ehemals wirkt, folglich nur Eine Empfindung, und die Vorstellung Einer Empfindung erzeugt werden sollten, das sag' ich, dem ohngeachtet beide damals zu gleicher Zeit erzeugten Empfindungen sammt ihren Vorstellungen wieder zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, und ihr erneuertes Dasein erhalten. So erinnern wir uns des Vaters, durch den blossen Anblick des Sohns, wenn ehemals Vater und Sohn zusammen mit uns gesellschaftliche Freuden genossen hatten. So

den-

denken wir bei dem Helden Cäsar an den Helden Alexander, bei dem treflichen König Heinrich an den herrlichen Menschen, Kaiser Titus. So fällt uns das Frauenzimmer, das uns ein neues Lied sang, wieder ein, wenn uns ein andres dasselbe Lied singt; und da jeder erste Eindruck der beßte ist, so kann es sein, daß das letzte Frauenzimmer besser singt, als das erste, und dennoch der Gesang desselben nicht das Gefühl in uns schaft, welches das erstere, durch die Neuheit, und weil wir vielleicht eine gestimmtere Laune hatten, uns verschaffte.

Vorstellung und Empfindung sind also zweierlei, nur setzen beide ihre verschiedenen Eindrücke und Gegenstände voraus. Eine Empfindung aber kann die Vorstellungen von zwei und mehrern Empfindungen erzeugen; oder, wenn nur ein Gegenstand da ist, der ehemals eine Empfindung hervorbrachte, so kann dieser eine Gegenstand doch der Schöpfer mehrerer Erinnerungen werden, nach dem eben angezeigten Gesetz, das der Ideenverbindung zur Grundlage dient.

(Die Fortsetzung im nächsten Blatt.)

* * *

Der Hase, an einen Arzt, der auf der Jagd nach ihm geschossen, ihn aber verfehlt hatte.

Wohl mir, daß ich ein Hase bin,
So ging dein Schuß vor mir vorüber;
Ich wett', es ging mir nicht so hin,
War ich ein Mensch, und hatte just das Fieber.

Medicinische Unterhaltungen.

Zehntes Stück.

Fortsetzung.

Allein wir haben uns zu weit von unserm Zweck entfernt. Wir wollen also das, was voraus zu schicken ist, kurz fassen, und dann durch Beispiele und unläugbare Erfahrungen die Abhängigkeit der Wirksamkeit dieser Vermögen vom Körper darthun.

Unsre Gedanken entspringen aus zwei Hauptquellen, dem äussern Sinn, und dem innern. Durch diesen innern Sinn sind wir im Stande, die Veränderungen, die in uns selbst vorgehen, ohne daß ein äusserer Gegenstand Gelegenheit giebt, uns mit Bewustsein vorzustellen. So denken wir uns den abwesenden Freund, wir wiederhohlen uns die gestern gehörte Musik, wir stellen uns, was wir vor mehrern Jahren hörten, sahen, läsen, wieder dar. Dieser innere Sinn hat auch sein Werkzeug, wie der äussere, die Erfahrung lehrt, daß

solches das Gehirn sei, weil die Schwäche oder Verhinderung der Kraft seines Markes, die Wirksamkeit des innern Sinns überaus stört. Auch giebt es Gedanken, die durch die beiden Sinne gemeinschaftlich entstehen, als der reine Begriff von Gott, oder die morgenländischen Begriffe von Dämonen.

Durch den innern Sinn sehen wir Dinge vorher, das heißt: wir vergleichen eine gegenwärtige Empfindung oder Vorstellung mit einer ehemals gehabten, und bestimmen daraus diejenigen, die wir haben werden; auch hier wird die Wirksamkeit der Werkzeuge des innern oder des äussern Sinns erfodert.

Wir setzen Dinge willkührlich zusammen, trennen sie auch willkührlich, wenn wir Theile der Einbildungen, oder mehrere ganze Einbildungen, die ehemals nicht verbunden von uns gedacht wurden, uns als ein Ganzes denken; als wenn wir uns ein Feuermeer vorstellen, oder die Sonne ein Feuermeer nennen; oder uns ein cholerisches Gesicht denken.

Wir können uns die Dinge auch durch willkürliche Zeichen denken, das heißt durch Worte. Je ärmer die Sprache eines Volkes, desto kenntnißloser auch das Volk selbst. So stellt sich der Tonkünstler durch Noten, der Gelehrte durch die Schrift, der Zuhörer durch die Worte, die Gedanken eines an-

dern

dern vor, dieser theilt sich jenen durch solche Mittel mit. Dieses setzt doch die Kenntniß dieser willkührlichen Zeichen, und ihre Aufbewahrung voraus. Es beruht also ebenfalls auf die Wirksamkeit des Nervenmarks, dem sie bei ihrer ersten Darstellung zur Aufbewahrung anvertraut wurden.

Auf diesem Vermögen beruht der höhere Verstand, der sich Begriffe vom Innern und Wesentlichen der Dinge macht: die höhere Vernunft, die sich mittelst der Zeichen die wahren Verhältnisse der Dinge denkt; das höhere Gedächtniß, in dem wir auf eine philosophische Weise den Zusammenhang unsrer Gedanken, ohne Rücksicht, ob die erneuerten Vorstellungen Gegenstände des äussern oder des innern Sinns sind, wieder hervorbringen; und da wir bei dem allen uns unsrer bewußt sind, das innere Gefühl haben, daß wir uns dieses denken, auch der höhere innere Sinn. Die zwey Gattungen der Erkenntniß durch Zeichen, mehrentheils durch Worte, mögen auf eine philosophische Weise geschehen, oder nur auf gewöhnliche Art; mögen also durch den gemeinen, oder durch den höhern Verstand uns Gedanken erzeugen: so beruhen sie doch am Ende auf der Wirksamkeit des Hirnmarks, und haben immer das innere Gefühl, daß wir diese Gedanken erhalten, und kein anderer, als einen unzertrennlichen Gefährten bei sich.

Die einzelnen zum Grunde liegenden Vorstellungen sind alt, nur ihre Vereinigung ist neu. Jene sind in unserm Gehirnmark eingedrückt, und also körperlich; ihre Verbindung ist die Bewegung derselben untereinander, warum soll die nicht körperlich sein?

Da wir kein Lehrbuch der psychologischen Meinungen entwerfen wollen, so gehe ich, ohne von der Gegenwart des Geistes, vom Genie, als Resultaten mehrerer Fähigkeiten, zu reden, zu einem andern Vermögen über, welches wir besitzen: uns willkührlich zu Handlungen zu bestimmen. Es hängt von uns ab, ob wir jezt ausgehen wollen oder nicht; ob wir besser daran thun, daß wir zu Hause bleiben, wenn uns unsre Pflicht auswärts zu Geschäften ruft, davon sage ich nicht, gnug, wir können doch essen oder fasten, trinken oder dursten, gehen oder stehen, arbeiten oder müssig sein. Wenn wir nicht auf das eigentlich damit verbundene innere Gefühl Rücksicht nehmen, so ist es zwar nicht schwer, diese Wirkungen unsres Gehirnmarkes zu erklären, und die Geseze, nach denen sie sich äussern, zu erhalten. Allein eben dieses innere Gefühl, welches damit verbunden ist, die Begierde, oder der Abschen, ist als Gefühl nicht fähig, erklärt zu werden, es wird uns nicht möglich sein, einem andern unser Gefühl des Schönen, des Wahren so mitzutheilen, wie wir es empfinden. Indessen wer-

werden wir bei einiger Aufmerksamkeit gewahr, daß wir das wollen, was gut ist, das mit uns, mit unsern ehemals gehabten Gedanken überein stimmt; und daß wir das Gegenseitige nicht wollen. Dies Vermögen zu wollen oder nicht zu wollen, kommt also auf das vorhin angegebene Vorhersehungsvermögen zurück, wonach wir das Gegenwärtige mit ehemals gehabten Gegenständen und davon erhaltenen Gedanken verglichen; und es gilt hier in so fern, wie es zum Grunde unsrer Bestimmung zu Handlungen angenommen wird. Weil wir ein angenehmes Gefühl erhalten, darum gefällt es uns; wir erkennen es für gut, und weil wir es für gut erkennen, darum bestimmen wir uns dadurch zu einer Handlung, deren Gegentheil auszuüben, ebenfalls in unsrer Gewalt gewesen wäre.

Der Wille ist also nichts anders als das Denkungsvermögen, in sofern es für oder wider Gedanken wirksam ist. Und nun soll es auch einen Zustand geben, da das Vermögen zu begehren oder zu verabscheuen gar nicht thätig ist, und das heißt der Zustand der Gleichgültigkeit; eine Verfassung, die wohl selten, und nur dann statt finden kann, wenn unsre Gedanken ganz unthätig sind.

Sobald wir also etwas für gut erkannt haben, so müssen wir das Wollen, und nicht das

das Gegentheil, nicht das, so wir nicht für gut erkannt haben, wenn uns auch freie Wahl zu handeln und zu thun, was wir wollen — was wir gut finden, — nachgelassen ist.

Und nun nähern wir uns allmählig unserm eigentlich verabzweckten Gegenstande immer mehr.

Wenn wir den gebildeten, den erzogenen Menschen, mit dem vorher noch ungebildeten Kinde vergleichen, so finden wir in diesem weiter nichts als die Anlage, eben die Verfeinerung und Vervollkommung der Geistesvermögen zu erhalten. Die ganze Erziehung, die mit so viel verschiedenen Genies und Talenten ihr Werk hat, ist in Absicht des moralischen Theils, bei genauerer Prüfung, blos bemüht, dem Kinde oder Jünglinge so viel Gründe als möglich zu verschaffen, bei vorkommenden Umständen das wirklich Gute zu wählen, nicht das, was es in gewissen Augenblicken, oder durch Umstände geleitet, dafür erkennt. Der moralisch gute Mensch ist derjenige, der eine Fertigkeit erworben hat, das wahre Gute richtig und leicht zu erkennen. Sobald er das erkannt hat, muß er danach handeln, es steht dann nicht in seiner Gewalt, frei zu wählen, was er für böse erkennt. Man wird allerdings dagegen einwenden, daß oft doch jemand etwas für böse erkennt, und es dennoch thut. So weiß

weiß der Dieb, daß er Unrecht daran thut, wenn er stiehlt, daß er auch, wenn er ertappt wird, dafür büssen müsse, und er ist oft Wagehals genug, Thaten zu unternehmen, wo er fast nicht fehlen kann, ergriffen zu werden. Allein nach seinem innern Gefühl erkennt er doch, in dem Augenblick da er sich zum Diebstahl entschließt, es sich für besser, ihn zu begehn, als ihn zu unterlassen, weil er seinen Zustand dadurch zu verbessern glaubt, weil die Verbesserung seines Zustandes mit seinen Gedanken überein stimmt, weil der Mangel ihm unangenehme Empfindungen gab, und er durch die Befriedigung seines Hungers, wozu er durch das gestohlene Geld gelangen würde, angenehmere erwartet. Fiele es ihm auch, wenn er im Begriff steht, den Diebstahl auszuführen, ein, daß er gehängt werden könnte, so erkennt er es doch für besser, so nahe an der Ausführung auf seinem Vorsatz zu beharren. Ob er Recht hat, ob er wirklich nicht Scheingründe für ächte Gründe ansieht, kommt hier nicht in Betracht. Man handelt nicht, weil die Gründe, nach denen man handelt, wahr sind; sondern weil man sie als wahr erkennt. Wahre Gründe, oder Erkenntniß des wirklichen Wahren und Guten werden daher zu Grundsätzen, zu Gründen des oberen Erkenntnißvermögens, die den gegenwärtigen Empfindungsgründen

des untern Erkennungsvermögens, oftmals entgegen arbeiten.

Beide Arten von Gedanken, der Erkenntniß nemlich und des Willens, würden wir nun einmal überhaupt nicht ohne einem Körper, und sodann nicht auf die Weise, wie wir sie erhalten, ohne unsern Körper haben. Ich will hier gar nicht behaupten, daß die Seele ein abgesonderter Begrif, wie das Leben sei; vielmehr machen andre, analogische Gründe besonders, ihre Verschiedenheit vom Körper, und ihre einfache Subſtanzialität, ausser demjenigen, was die Offenbarung über das erstere sagt, wahrscheinlich. Bey dem allen ist die Seele doch nur fähig, solche Vorstellungen zu erhalten, die ihr mittelst der Veränderungen, die in unserm Körper vorgehn, zugeführt werden, und die Moralität gewinnt dadurch nichts, die Seele sei, oder sie sei nicht, da auf die Bewegungen der Fiberchen des Gehirnmarks am Ende doch die ganze Erklärung hinaus laufen muß. Ohne den Körper würden wir also keine Gedanken haben; keine Empfindungen, das versteht sich von selbst; sie mögen nun durch äussere Gegenstände, oder in uns erzeugt sein; auch keine Einbildungen, auch nicht die ersten abgesonderten Begriffe, von denen ein vernunftloses Geschöpf nichts weiß, als den Begriff von Volk, von Thier; noch weniger die Höhern, als Leben, Unsterblichkeit, das Endliche und Un-

Unendliche. Wir könnten uns keiner Begebenheit, keiner Worte erinnern, ohne das Gehirn, weil gewaltsame Zerrüttungen, die im Marke desselben vorgehen, den Verlust des Gedächtnisses sehr oft nach sich ziehen, und man Fälle gehabt hat, da Menschen nach einem hitzigen Fieber alles vergessen hatten, was ihnen in ihrem ganzen Leben vorher begegnet war. Und was das Sonderbarste dabei ist, so hat man Beispiele, daß eine Entzündung der Gehirnhäute aus klugen Menschen einfältige, aber, welches ungleich mehr zu verwundern ist, auch aus einfältigen Menschen kluge gemacht hat.

Das Alter selbst beweiset, daß wir ohne den Körper keine Gedanken haben. Und zwar nicht ohne den Körper überhaupt, sondern daß eine gewisse leichtere Beweglichkeit und Schwingbarkeit der Fasern, und, wie ich doch ohne Erklärungssucht wohl sagen kann, der empfindenden Gehirnfaser, zu der verschiedenen Wirksamkeit der Geisteskräfte vorauszusetzen sei. Der Mann von mittlerm Alter denkt bei weitem nicht so geschwinde, er empfindet nicht so leicht, er entschließt sich nicht so rasch zu Handlungen wie der Jüngere, aber er bewahrt die erhaltenen Eindrücke länger, sein Vorsatz wird That. So wie ein jegliches Alter seine verschiedenen Eindrücke erhält, das eine mehr aber leichtere, das andere weniger aber tiefere, und wie das

Erkennungsvermögen in den Altern, durch die verschiedene Modifikation der Werkzeuge des äussern und innern Sinns, verschieden wird: so muß auch der Wille, der von jenen seine Gründe erhält, der sich nur nach dem erkannten Guten bestimmen kann, ebenfals nach dem Alter abändern, und jedes Alter des menschlichen Lebens daher seine eigenthümliche Verfahrungsart haben.

Es ist also durch unläugbare Erfahrungen so viel gewiß, daß Krankheiten, und dann die allgewaltige Zeit, sehr merkwürdige Zerrüttungen und Veränderungen, im Gebiet der Vorstellungen und Gedanken hervorbringen. Allein unsre Gedanken scheinen bis dahin noch immer eine gleichförmige Stimmung zu erhalten, so wie der Himmelsstrich, die Nahrungsmittel, die Lage des Landes oder des Orts, die Beschaffenheit der Luft, die körperliche Erziehung, eben diesen Einfluß haben. Warum empfindet der Bewohner Frankreichs von allen Zeiten gleich? Cäsar beschreibt uns seine Gallier, wie die Franzosen noch heut zu Tage sind, lebhaft im Angriff, aber nicht zum Ausdauern gemacht. Die Länder, in denen sich das Genie mit Bier oder Brandwein den Durst löscht, zeugen bei weitem nicht den sprudelnden Witz der Dichter in den Weinländern, und wenn in den Bierländern ein feiner

ner Kopf hervor tritt, so wird man leicht die glücklichen Nebenumstände in seiner Erziehung und Lebensart entdecken, welche bei seiner Bildung zusammen trafen, und seinem Gefühl eine freiere und leichtere Stimmung gaben. Man wird den Unterschied sehr deutlich gewahr, der sich in der Lebhaftigkeit oder Trägheit der Bewegungen unter den Bewohnern einer feuchten und einer trockenen Luft zeigt. Ich würde vielleicht dieses oder jenes Volk, diese oder jene Provinz beleidigen können, wenn ich dieses noch mit mehreren Beispielen belegen wollte.

Die Gesundheit giebt unsern körperlichen Handlungen eine gewisse Leichtigkeit, die wir selbst sehr genau empfinden können. Der Geist nimmt an dieser Munterkeit den nächsten Antheil. Morgens, beim Erwachen, wenn der Schlaf unsern Gliedern die verlohrnen Lebensgeister ersetzt, und durch die Ruhe und Unthätigkeit, durch die Beweglosigkeit ihren Verlust verhütet hat, wenn vom Gehirnmarke in jeden Nerven so viel von seiner Kraft zugeführt ist, als er zur Empfindung, und zur Anreizung in denen ihm zugeordneten Muskelfasern gebraucht, gehen wir mit Eifer, Lebhaftigkeit und Ernst an unsre Geschäfte zurück; wir sind träge, verdrossen, ärgerlich, verdrießlich, wenn wir nicht genug, oder nicht gut geschlafen haben. Wenn Träume uns einen unruhigen Schlaf

gemacht haben, sind die Folgen der Unruhe in unsrer Laune am Morgen sehr sichtbar; die Träume selbst sind gewöhnlich mit Stockungen in den Gefässen und Eingeweiden des Unterleibes, und einem unordentlichen Kreislauf der Säfte begleitet, und da wir nicht träumen, wenn wir gut verdauen, und schon verdaut hatten, als wir zu Bette gingen, auch gewöhnlich erst gegen Morgen träumen, wenn wieder ein gewisser Vorrath von Lebensgeistern da ist, und die Werkzeuge des äussern und innern Sinns dadurch lebhafter empfinden: so müssen wir die Träume, den unruhigen Schlaf, die böse Laune, die eins aus dem andern fliessen, auch auf den widernatürlichen Zustand des Körpers ziehen.

Wenn wir uns überhaupt genau prüfen, so werden wir den größten Theil unsrer sittlichen Handlungen in der jedesmahligen Beschaffenheit unsers Körpers gegründet finden. Wenn unsre Verdauung langsam von statten gehet, wenn die Speisen fest und unbeweglich liegen, und ihren Weg, aus Mangel eines Reizes, und der forttreibenden Kraft der Magen- und Darmfasern, nicht fortsetzen können; wenn sich das Blut in den Gefässen des Unterleibes preßt, stockt, und nicht schnell genug in die Hohladern zurück gebracht wird; so entsteht theils der sonst

so verdächtige nachlassende Puls, der bei Hypochondristen so häufig, und blos bei ihnen nicht gefährlich ist; theils durch die im ganzen Unterleibe herschende widernatürliche Ausdehnung, welche die aus den Speisen sich entwickelnde, von den Darmfasern nicht unterdrückte, elastische Luft verursacht, ein gewaltsamer Druck, der sich bis zum Zwerchfell, und zu denen auf ihm liegenden Lungenflügeln fortsezt, und, indem er den Umlauf des Bluts durch dieses Eingeweide hemmt, und das Blut nicht reichlich genug und gehörig zum linken Herzen zurück kommt, uns das Gefühl erzeugt, als ob der Umlauf des Blutes ganz nachlassen wollte, unser Blut still stände, und das Leben in dem so fürchterlichen Kampf mit dem Tode begriffen wäre. Dieses ganz eigene Gefühl ist uns unter dem Namen der Herzensangst bekannt, und nun frage ich, wer hat es nicht empfunden? und wer hat nicht in diesen Perioden seines Lebens sich zu Handlungen gestimmt gefunden, zu denen er sich selbst, ausser dieser Periode, nicht fähig gehalten hätte? Krämpfe, die ähnliche Wirkungen haben, vorzüglich der Magenkrampf, ein zähes und erdhaftes Blut, das seiner Natur nach nur träge fortschleicht, oft in den kleinsten, und beständig in den Seitengefässen stockt, bringen eben diese Herzensangst hervor, und diese Periode ist es,

da sich Schwermüthige durch den Tod die ihnen mangelnde Luft zu schaffen, sich entschliessen. So schnitt sich der durch seinen in Ostindien erworbenen Reichthum bekannte Lord Cleve den Bauch auf, weil ein gräslicher Magenkrampf, mit dem er oft überfallen ward, ihn auch bei einer Tafel ergriff, die er einmal vergnügt zuzubringen gehoft hatte, und sezte, als ein Selbstmörder, seine Erben in die Gefahr, von dem ganzen beträchtlichen Vermögen keinen Schilling zu erhalten, weil nach den englischen Gesetzen das Vermögen eines Selbstmörders dem Fiskus zufällt; wie sie denn nur durch den Vorwand es retteten, daß ihr Erblasser von seinen Aerzten gehört, es sei ein in der Magenmündung befindlicher Schleimpfropf die Ursache des Krampfs, und daß er durch den Schnitt zur Absicht gehabt habe, ihn heraus zu nehmen, und sich dann heilen zu lassen.

(Nächstens der Schluß.)

Den

* * *

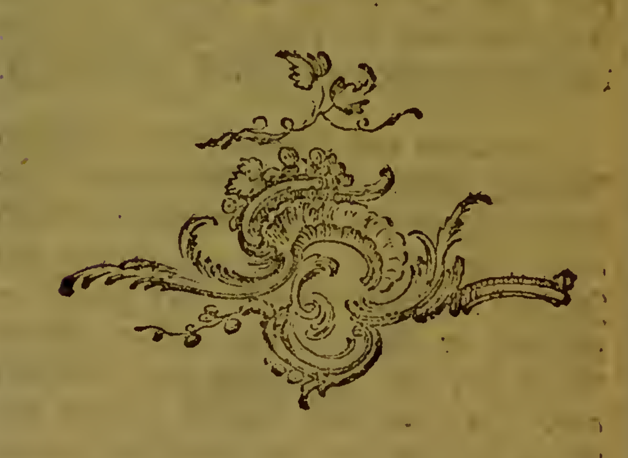
Den 27sten Heumond d. J. ward zu Flecourt, einem Dorfe bei Mante, ein vollkommen reifes Kind gebohren, welches keine Lenden, keine Beine, keine Füsse und keine Hände hatte. Das ganze Kind ist blos Leib, ohne Gliedmaassen. Es verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte in allem Betracht, da die übrigen Theile seines Gesichts völlig wohl gebildet sind. Die Mutter ist 38 Jahr alt, und hat mehrere Kinder gebohren, die keinen Mangel gehabt haben, und von der noch eine Tochter am Leben ist; das Kind war Anfangs des Weinmonds d. J. nach einer aus Strasburg uns zugekommenen Nachricht noch am Leben, und nahm von der Muttermilch, die es genoß, zusehends zu.

In **Lyon** ließ sich vor einiger Zeit ein Teutscher sehen, der keine Arme hatte. Er war 23 Jahr alt, und verrichtete dennoch alles ohne Arme, was andere mit den Ihrigen nur thun können. Er mahlt, er zeichnet, er schneidet eine Feder, schenkt Wein ein, und trinkt ihn ohne Beihülfe aus. Ja, was noch mehr ist, er hebt eine Nadel von der Erde auf und fädelt sie ein; er spielt Karten, blättert ein Buch durch, nimmt sich den Bart selber ab, und ficht. Vor einigen Jahren ließ sich in unsern Gegenden eine Teutsche sehen, die eben

so

so ungestalt, aber eben so geschickt war, sie bediente sich der Füsse zu ihren Verrichtungen.

Ein schlechter Arzt, allein gelorbeert durch Gedichte,
Ist Doktor Kraut, macht Epitaphia
Auf jeden, der ihm starb, und preist der Nachwelt da,
Des Todten rühmliche Geschichte.
So macht Apollo gut, was Aeskulap verdarb;
So lebt durch jenen, wer durch diesen starb.



Medicinische Unterhaltungen.

Elftes Stück.

Von den Mitteln, tägliche Erleichterung zu haben.

Diejenigen Theile der Speisen, die für die Ernährung des Körpers nicht brauchbar sind, sollen durch einen von der Natur angelegten und angewiesenen Weg ausgeführt werden. Solche Theile sind alle diejenigen überhaupt, die von so feinen Gefässen, als die Milchsaftröhren sind, auch eingesogen werden können. Der eigentliche Ballast der Speisen aber gelangt, nachdem er des größten Theils seiner ernährenden Gallerte beraubt worden, das ist aus den dünnen Gedärmen, zu den sogenannten dicken. Allein auch diese sind nicht ohne Milchgefässe, wenigstens befinden sie sich an dem Anfange des Theils vom Darmkanal, der den Nahmen dicke Gedärme führet. Diese Röhren saugen daher so lange ein, so lange Vorrath da ist, aus dem sie einsaugen können. Und da also derjenige Speisebrei, der den größten Theil der

Verdauung überstanden, bei einem allzulangen Aufenthalt in dem von so viel Blutgefässen, und durch seine eigene Wirksamkeit erwärmten, und verschlossenen Kanal, nothwendig verändert wird, und nun solche Eigenschaften annimmt, die er vorher nicht hatte, wozu er aber seiner Natur nach geneigt ist; und da die durch dies lange Verweilen entwickelte Schärfe mehrentheils alkalischer Art ist, und als solche ins Blut gelangt: so sieht man ein, daß die Masse der Säfte in ihren Bestandtheilen und durch diese vermöge des mehrern Reizes auf die Fibern der Gefässe, auch in ihrer Bewegung leiden müssen. Ausserdem entwickelt sich die Luft, die bisher in den kleinsten Zwischenräumchen der Speisen zusammengedrängt gesteckt hatte, reizt die Gedärme und dehnt sie aus; und dieses verursacht nicht nur wegen der nervigten, folglich empfindlichen, Bildung derselben, für sich; sondern auch wegen der Nachbarschaft so sehr empfindlicher Theile, als des Zwerchfells, Schmerzen; ja die Brusthöhle nimmt Theil an denen im Unterleibe vorgehenden Auftritten, es entstehen Herzensangst, Beklemmung, Krämpfe und Schmerzen, die insgesammt weichen, wann der Leib natürlich erleichtert worden.

Daß man also überhaupt zu gewisser Zeit Oefnung haben müsse, so lange man gesund ist, sieht man hieraus sehr leicht ein. Man begreift

begreift ferner, daß diese Oefnung ein gewisses Verhältniß gegen den Genuß der Speisen überhaupt, und gegen ihre einzelne Natur insbesondere haben müsse. Wenn man täglich speiset, muß auch wenigstens ein mahl täglich der untaugliche Ueberrest der Speisen des vorigen Tages fortgeschaft sein, und man soll billig nie eher essen als bis ein heftiges Verlangen zu neuem Genuß eingeladen hat. Und wenn Speisen so beschaffen sind, daß sie leicht von den Werkzeugen der Verdauung verarbeitet werden können, als ein mürbes Fleisch, oder die mehrsten Mehle, und andere schleimhafte Speisen, solche aber dennoch lange im Darmkanal liegen, ehe sie fortgehen, so ist es ein Zeichen, daß diese Verrichtung schläfrig von statten gehe, und überhaupt in der Verdauung ein Fehler sei.

Die Frage: wie oft jemand, der gesund sein soll, täglich erleichtert werden müsse? verdient also nicht, so von der Hand gewiesen zu werden, wie wohl mehrere glauben. Allgemein läßt sich zwar darüber kein Saz angeben. Wenn manche Leute, bei ziemlich guter Eßlust, mehrere Tage ohne Oefnung zu bringen, andre wieder mehrmals täglich ihre Natur abwarten müssen: so ist beides fehlerhaft, und kann mit einem richtigen Begrif von Gesundsein nicht bestehen. Die Beschaffenheit des

Körpers, der entweder schwammigt, und folglich zu öftern Ausleerungen geneigt ist; oder trocken und unreizbar, und folglich zur Erleichterung nicht so willig ist; die Art der Speisen, die entweder fest oder flüssig, und im ersten Fall zerreiblich, oder hart und zähe sind; die Menge, in welcher sie genossen werden; und die Zahl der Mahlzeiten, die man hält, da man entweder nur Einmahl aber viel, oder oft und viel, oder oft und wenig geniesset, können durch die hieraus anzugebenden verhältnißweise möglichen Vereinigungsarten der einzelnen Umstände, die Antwort auf jene Frage bestimmen.

Zu einer guten und leichten Verdauung gehört, daß die Speisen sich leicht verarbeiten lassen; daß die Werkzeuge, die die Verarbeitung auf sich haben, solche auch anstellen können; und die Drüsen, die im ganzen Darmkanal, bis an dessen Endigung liegen, gehörig ihre Säfte in die Höhle der Gedärme absetzen, um den, seinem Ausgange sich nähernden Speisebrei zu befeuchten und zu verdünnen, ihm so viel thierischen Reiz zu geben, als er bedarf, und seine eigene Schärfe einzuwickeln, die die empfindlichen Wände des Weges, den er zu durchlaufen hat, widernatürlich reizen könnte, und dann diesen Weg selbst schlüpfrig und eben zu erhalten.

Hier=

Hieraus fliessen denn auch die mannigfaltigen Ursachen her, deren Eine oder mehrere, dieses natürliche Geschäft erschweren, oder gar zurück halten. Man leitet auch nun, bei einiger Sachkenntniß, die Regeln daraus ab, die man, um die Oefnung zu erleichtern, beobachten muß; und die sich, nach den gedoppelten Quellen, aus welchen die Diener der Natur, die Aerzte, ihre Hülfsmittel schöpfen, entweder auf diätetisches Verhalten, oder auf Arzeneien zurück bringen.

Da ich nicht für Aerzte, und für Kranke nicht darum schreibe, um diesen einen Arzt entbehrlich zu machen: so kann es hier nicht in meinem Entwurf liegen, alle die krankhaften Ursachen der Verstopfung durchzugehen. Meine Absicht ist vielmehr, gesunde, höchstens kränkliche Personen zu belehren, was sie zu thun haben, damit ein Geschäfte, von welchem ihr Wohlsein, ihre Heiterkeit, und folglich ein grosser Theil ihres Erdenglücks abhängt, richtig und regelmässig von statten gehe. Und ohne Kenntniß der Ursachen Rath zu geben, würde einen ungründlichen Arzt verrathen; ja, mein Rath selbst würde den Lesern nicht nützlich sein können, wenn ich sie nicht mit den Zeichen der in ihrem einzelnen Fall obwaltenden Ursache vorher bekannt machte. So sah ich oft, daß eine

Vollblütigkeit an der Verstopfung Schuld war, und bewirkte die Oeffnung blos durchs Aderlassen; weil die von Säften strozenden Gefässe durch ihre Ausdehnung den Fortgang der wurmförmigen Bewegung gehindert hatten.

Die Ursachen der Verstopfung sind im allgemeinen Fehler in den natürlichen Hülfsmitteln zur gewöhnlichen Erleichterung.

Insbesondere 1) Erschlaffung der Darmfibern, die sich nur schwach und langsam zusammen ziehn: folglich den Speisebrei langsam forttreiben, um so mehr, wenn sich hin und wieder blähende Luft versezt, die Gedärme ausspannet, und daher deren Zusammenziehung und den Durchgang des Abgangs hindert. 2) Eine Verschnürung der Gedärme, vorzüglich bei ihrem Ausgange am Mastdarme. In diesem Fall sind nach Scharschmidts Bemerkung der Raum so verengert, und die Wände der Gedärme so zusammengezogen, daß man kaum vermögend ist, eine ganz kleine Röhre durchzubringen. (Die gemeinen Leute nennen diesen Umstand, wenn sie ihn beim Klistiersezen vorfinden, ein Schloß im Mastdarm.) 3) Ein Mangel an schleimigten und genugsam verdünnten Feuchtigkeiten, wovon es herrührt, daß die Gedärme nicht schlüpfrig

genug

genug sind, daher sich Theile der Abgangsmasse hin und wieder verhalten, ihre Feuchtigkeiten von sich lassen, selbst aber trocken und hart werden. In diesem Fall ist der Abgang schwarz, trocken, und, wie man sich auszudrücken pflegt, verbrannt, gemeiniglich ist die Ausleerung auch schmerzhaft. 4) Mangel, oder gar zu wässrigte Beschaffenheit der Galle. In diesem Fall fehlt der Trieb zur Erleichterung, weil dem Speisebrei der Reiz gebricht. Vom Gegentheil, von Ueberfluß und Schärfe der Galle, kommen daher Durchfälle, womit ärgerliche und zornige Personen so oft heimgesucht werden.

Diese Ursachen insgesammt sind bei kränklichen, und mit beständigen Verstopfungen gequälten Personen, eingewurzelt, und lassen sich also ebenfals nicht so bald, und auf einmal heben. Man sieht vielmehr ein, daß abführende Arzneimittel zwar den gegenwärtig verhaltenen Abgang ausführen, allein die mehrsten dieser Ursachen nur vermehren, und ihnen gar nicht entgegen arbeiten. Alles, was man daher zu thun hat, kommt wieder darauf an: daß man die Schlaffheit der Gedärme hebe, und sie stärke, um ihre Bewegung mit gehöriger Kraft beginnen zu können, daß man den zähen Darmschleim verdünne, und eine reichlichere Absonderung desselben befördere; daß man die Galle ver-

bessere, und Speisen geniesse, die selbst scharf und reizend sind, und daher auch eine eben also beschaffene Galle geben; daß man die krampfigten Verschnürungen der Gedärme wegschaffe; und endlich daß mittelbar oder unmittelbar die vorhandene Verhaltung ausgeführt werde.

Das erste und kräftigste Mittel, wodurch diese heilsamen Endzwecke erreicht werden können, ist die Leibesbewegung. Ihr Einfluß ist augenscheinlich. Sie hat zwar ihre erste Wirkung auf die Muskeln, allein die Gefässe nehmen bald an den Wirkungen Antheil, ziehen sich selbst öfter zusammen, verstärken den Lauf des in ihnen strömenden Bluts, und dieser in seiner Geschwindigkeit vermehrte Kreislauf treibt bald auch die entferntesten Muskelfasern ebenfalls zu mehrerer und lebhafterer Arbeit an. Indessen muß die Bewegung nicht zu gewaltsam, sondern gelinde, aber anhaltend, und wo möglich in freier Luft geschehen. An den trübesten Tagen, an welchen besonders das Frauenzimmer sich gar nicht zum Ausgehen bequemen will, kann sie mit sehr grossem Nutzen, durch ein gelindes Reiben aller fleischigen Theile des Körpers mit wollenem Zeuge ersetzt werden, und am fruchtbarsten geschieht solches zwei bis drei Stunden nach

der

der Mahlzeit, oder eine Stunde vor derselben. Gut ists, wenn das Reiben oder die Bewegung wenigstens eine halbe, wo möglich eine ganze Stunde lang anhält.

Das zweite Mittel ist, daß man gehörig trinkt. Das Getränk verdünnt die Speisen, und befeuchtet die Gedärme. Allein, wenn es nicht seiner Natur nach sich mit den Speisen vermischen kann, und diese Vermischung durch die Bewegung, deren erzeugte Wärme dasselbe thut, was das Feuer beim Kochen bewirkt, nicht befördert worden ist, so geht es fast unverändert durch die Harnwege oder die Haut wieder fort. Das beßte Getränk ist ein dünnes, wohl gegohrnes Braunbier, das nach gehöriger Behandlung gepfropft und bis an vierzehn Tage in Flaschen gestanden ist. Personen, die sich gewöhnt haben, Wein und Wasser, oder Wasser allein zu trinken, sind die einzigen, die davon abgehen können. Junge weisse, und alle herbe rothe Weine sind nachtheilig, weil jene Gährung, diese Hitze und Verschnürungen machen. Wo blosse Schlaffheit verhanden war, hab ich die Verstopfung oft durch Pontak gehoben; billig aber sollten alle schwächliche Personen keinen Pontak trinken, ohne ihren Arzt zu fragen. Der Uebergang von warmen Getränken zu den zusammenziehenden rothen

Weinen, ist eine häufige Ursach der goldenen Ader. Burgundier, Ungarwein, alter Rhein- und alter Franzwein, für Frauenzimmer guter Madera und Mallaga, verdienen alle Empfehlung; da man aber die süssen Weine so selten ächt bekommt, so trinkt man sie nüzlicher lieber nicht, wenn man nicht von ihrer Aufrichtigkeit besonders versichert ist. Ein Spitzglas Wein, während des Essens, allmählig, besonders mit Brod getrunken, ist schwachen Verdauungswerkzeugen sehr zuträglich.

Das dritte Mittel ist eine vernünftige Wahl der Speisen. Vermeiden, oder sparsam geniessen, müssen kränkliche Personen diejenigen Speisen, aus welchen ein zäher und blos schleimigter Speisebrei entsteht, der sich an die Seiten der Gedärme anhängt, kleben bleibt, und sich so zu sagen, nicht von der Stelle bringen läßt. Dergleichen sind dicke Mehlbreie, Kuchenwerk, Zwieback, frisches warmes nicht ausgebackenes Brod; denn von häufigem Genuß solcher Sachen sind die hartnäckigsten Verstopfungen, und selbst die so schreckliche Darmgicht entstanden. Ich ziehe ein altes und gut ausgebackenes Rockenbrod dem französischen, und der Semmel vor. Es hat mehr Neigung zur Säure, als dieses; aber ich werde mich bald über die Säuren erklären, und den in den Gedärmen be-

find-

findlichen zähen Schleim abzukratzen, ist es doch besonders dienlich, da Weißbrod ihn hingegen vermehret.

Man hört hartleibige Personen häufig über Säure klagen. Daß diese Säure nicht von den eigenthümlichen Säften des Körpers herrühre, überzeuge man sich nur zuversichtlich; denn mir wenigstens ist es höchst wahrscheinlich, daß die Speisen, sobald sie in die zweiten Wege gelangt sind, den thierischen Säften schon verähnlicht worden, und da deren Natur kein saures Bestandtheil zuläßt, so kann man im Blut so wenig, als in denen vom Blut abgesonderten Säften, eine entwickelte Säure argwöhnen.

Die Säure aber, die sich im Magen und in den Gedärmen findet, und durch Aufstossen sichtbarlich äussert, rührt gar selten von wirklich sauern Speisen, sondern mehrentheils von solchen her, die ihrer Natur nach leicht zur vegetabilischen oder säuerlichen Gährung geneigt sind, und in Verbindung mit Fett sehr leicht darin gerathen. Ich habe nie bemerkt, daß wirklicher Essig, und alter Rheinwein Klagen über Säure vermehrt, wenigstens nicht erzeugt haben. Junge saure Weine hingegen, und Gemüse, die leicht sauer werden, machen Sodbrennen und Säure, weil sie, bei dem längern Aufent-

enthalt in schwachen Werkzeugen der Verdauung in Gährung gerathen, da sich denn ihre feste Luft, die sie enthalten, entwickelt, und die saure Schärfe erst erzeugt wird. Vorurtheil ist es daher, wenn hartleibige Personen sich so sehr vor wirklichen Säuren, vor Sallat und Speisen, die mit Essig und Citronensaft bereitet worden sind, fürchten; wiewohl ich den gehörig gegohrenen Essig vor dem rohen und noch gähren sollenden Citronensafte vorziehe. Sparsam, und mehrentheils gar nicht, müssen jene Kranke Erbsen, Linsen, Kastanien, Käse, harte Eier, viele Sallate, (wie ungekochte Kräuter und Wurzeln) weisse Rüben, Weiß Kohl, Seefische und dergleichen geniessen. Von den Ertoffeln mache ich die Einschränkung, daß, wenn sie durch die Kunst schon zu solchem Schleim aufgelöset werden, wie sie der Magen auflösen soll, als die gebrochenen, sie in geringer Menge, gehörig gesalzen, gar kein unschickliches Nahrungsmittel für schwache Daunngen sind. Grün Kraut, Möhren, Schoten, junge Schmink- oder Vitusbohnen, Reiß, Petersilgenwurzeln, Zuckerwurzeln, Artischocken, Meerrettig, Senf, Rüberettig, Radise, weich genug gekocht, mit Fleischbrühe, nicht mit Schmalz und Butter, überhaupt nicht fett, und reichlich gesalzen, sind gar nicht schädlich.

Die-

Dieses reichliche Salzen ist sehr zu empfehlen. Gemeiniglich ist der Darmkanal bei Hartleibigen mit Schleim an den Wänden überzogen, der der Auflösung bedarf, und daß alle Mittelsalze, dergleichen das Kochsalz ja ist, diese wohlthätige Eigenschaft besitzen, beweiset der nützliche Gebrauch des Glaubersalzes in Wasser aufgelöset, Morgens nüchtern mit Milch getrunken, daher empfehle ich auch Heeringe zu öfterm Genuß. Milchspeisen erschlaffen zwar etwas, da sie aber ein so leichtes Nahrungsmittel sind, kann man sie, mit Ingwer gewürzt, und bei reizenden Speisen, mit gutem Nutzen geniessen, wenn man nur Zeiten erwählt, da keine Säure da ist, oder vorher diese Säure mit erdhaften Mitteln gedämpfet worden. — Alle Arten von Obst, doch lieber gekocht, als frisch, sind über alles mein Lob.

Den Fleischspeisen kann ich das Wort reden. Alles wilde Fleisch, nur gehörig mürbe, nicht zu fett, nicht mit Speck gebraten, und gehörig gesalzen; mageres Rind- Hammel- Kalb- Hüner- Puten- und Taubenfleisch von jungen Thieren, mürbe, gekocht oder gebraten; (keine Eingeweide, die zähe und schwer zu zermalmen sind, daher keine Lungen z. B. die ja aus lauter Gefäßen besteht, kein Gehirn, keine Hahnenkämme; keine Muscheln, Austern, Schnecken;) keine

fette

fette Fische, am liebsten, Hechte, Zander und Karpfen, sind nicht schädlich und geben Abwechselung genug.

Ueberhaupt genommen, sind alle von der Mode und Schwelgerei begünstigte Gerüchte Schwerdter, gegen uns selbst gerichtet.

Noch ein Wort vom Schlaf. Der Schlaf schwächt die Verdauung. Da, wo nach heftiger Arbeit ein Ersatz der verlohrnen Lebensgeister, und ein verminderter Ausfluß derselben nöthig ist, bewirkt er mehr als Arzeney, allein wenige Stunden sind dazu hinreichend. Ueber sieben Stunden anhaltend macht er die festen Theile schwammigt und schlaff, die Haut ist bei unsrer Art zu schlafen, von vermehrter Ausdünstung feucht, die Muskeln verlieren ihren Ton; allein sie werden schwingbarer, der ganze Körper wird träge, die Flüssigkeiten verschleimt, in den Seitengefässen entstehen Stockungen. Den offnen Leib, sagt ein guter praktischer Schriftsteller, kann man so gut verschlafen als versitzen. Ich setze hinzu, daß alle Ruhe die gewöhnliche Erleichterung hindert, und hartleibige Personen wenig schlafen müssen. Das Wachen selbst ist schon eine Art von Arbeit der Muskelfasern.

Es ist überhaupt der Absicht meines Instituts zuwider, Arzneiformeln vorzuschlagen;

gen, allein ich würde auch wider alle meine Ueberzeugung handeln, wenn ich das Vertrauen auf Arzenei, bei den gewöhnlichen Arten der Verstopfung, in meinen Lesern einigermassen anfachen oder unterhalten wollte. Ich bin so gewiß überzeugt, durch ein strenges, nach den bekannt gemachten Grundsätzen, eingerichtetes Verhalten in der Lebensordnung, das ganze Uebel da, wo nicht erbliche Anlage vorhanden ist, ausrotten, und eine tägliche Erleichterung verschaffen zu können, daß ich dreist alle Arznei in diesen Fällen für entbehrlich erkläre. Die Perurinde, das Eisen, und die Rhabarber, sind die einzigen Arzneimittel für höhere Grade des Uebels; warnen muß ich hingegen vor allen anhaltend oder auch nur Tagelang angewandten, auflösenden, und stark wirkenden Arzeneyen.

Auf Vorurtheil mehr, als auf wahrer Beobachtung gegründet, ist der Nutzen des Rauchtobacks zur Erhaltung der gewöhnlichen Oefnung, ausser bei denen, die sich gewöhnt haben, gleich beim Aufstehen nach der Pfeife zu greifen. Gerade, als ob man sich gewöhnen wollte, täglich beim Aufstehen Rhabarber zu kauen. Ich empfehle denjenigen, die den Rauchtoback erst auf den Rath ihres Arztes sich zu diesem Endzweck angewöhnen sollten, eher den schwarzen

Helle-

Helleborus; dessen Gebrauch sie mit ihrem Rathgeber theilen könnten, da von ihm noch eine andre mittelbare Kraft bekannt ist; voraus gesetzt, daß nicht aller Vorrath der an Niesewurz fruchtbaren Länder nicht zu gering, und nicht der Fall vom Horazens,

tribus anticiris insanabile caput

vorhanden ist. Indessen hat der Rauchtoback auch seine guten Eigenschaften, die wir bei Gelegenheit an ihm nicht verkennen wollen.

Blähungen, wenn sie aufwärts gehen, machen fromme Gedanken, (Herzensangst) wenn sie unterwärts gehen, erzeugen sie Launen und lustige Einfälle, sagt Herr Kant. Er hat Recht, ihr Moralisten, wie wichtig ists also, daß wir gehörig davon erleichtert werden.



Medicinische Unterhaltungen.

Zwölftes Stück.

Vom Verhalten in kalter Luft.

Die Kälte ist eine Empfindung. In diesem Betracht können wir sie nicht erklären. Genug, daß wir bei Berührung solcher Körper, die nicht den Grad von Wärme besitzen, die unser Körper hat, eine gewisse von allen andern verschiedene Empfindung erhalten, die wir denn mit diesem Nahmen belegen.

Untersuchen aber können wir doch, woher die Körper, deren ich gedachte, durch ihre Berührung, das Gefühl der Kälte in uns erzeugen? Denn etwas Materielles, welches wir wenigstens mittelbar vor unsre Prüfung ziehen können, muß hier vorhanden sein.

Man hat gewisse Versuche gemacht, aus denen man vor der Hand so viel folgert, daß Wasser von einem Salz erkältet werden könne. Man weiß auch durch die Erfahrung, daß die Kälte die Körper zusammen ziehe. Wenn das Blut ausserhalb den Adern ist, gerinnet es; der Frost macht das Wasser, einen flüssigen Körper, zu einem dichten, zu Eis. Wachs, das in der Sonne schmilzt, wird im Schatten

wieder hart, und jedes Metall, das über dem Feuer zerfließt, wird, so bald es seine Feuertheile verliehrt, unbiegsam, spröde und fest.

Hieraus würde eine doppelte Ursach der Kälte entstehen: ein kaltmachendes Salz, und die Abwesenheit der Feuertheile.

Ich müßte mich in metaphysische Untersuchungen einlassen, wenn ich mich über die Abwesenheit der Feuertheile, wodurch so viel Wirkliches erzeugt wird, genauer erklären wollte. Es geht damit zu wie mit der Bewegung und mit der Ruhe; es kommt auf die Bestimmung an, die ein Körper erhält, und nun bleibt er in dem Zustande so lange, bis er durch eine andre Bestimmung einen andern erhält.

Man könnte sich die Erscheinungen der Kälte sehr leicht erklären; man dürfte nur die Kälte als den ursprünglichen Zustand der Körper annehmen. Tritt nun die Wärme hinzu, das ist, wirken Feuertheile auf den Körper, so bilden sich, nach der abgeänderten Wirkung derselben, Gestalten, seine Masse wird in einen grössern Raum ausgedehnt, er erhält Leben, Triebe, Bewegung, Thätigkeit. Nehmt diese Feuertheile hinweg, und ihr habt den Bestimmungsgrund aller der Veränderungen mit aufgehoben, die Bewegungen mindern sich nach und nach, bis sie ganz nachlassen: die kalte Unthätigkeit, die todte Ruhe nimmt ihr ursprüngliches Recht wiederum ein.

Kein

Kein Körper ist daher vollkommen kalt. Schon unsre Empfindung lehrt das; denn wir können weiter nach unserm Gefühl von der Kälte nichts sagen: als ein Körper, der nicht so viel Wärmtheile hat, wie der andere, giebt uns die Empfindung der Kälte. So dünkt uns ein ungeheiztes Zimmer warm, wenn wir aus freier und kalter Luft kommen; und ein wirklich geheiztes Zimmer scheint uns kalt, wenn wir aus einer Badstube in dasselbe treten.

Die Kälte ist also relatif. Sie entsteht durch die Gegeneinanderhaltung zwei entgegen gesetzter Zustände durch zwei Körper, wovon der Eine mehr oder viel, der andere weniger oder keine Feuertheile besitzt. Die Wirkungen der Kälte, oder eines grossen Abstandes der relativen Wärme des Einen, gegen die relative Wärme des andern Theils, sind nach den Graden dieses Abstandes verschieden.

Die Wärme dehnt die Körper aus; sie falle weg, und die Körper ziehen sich zusammen, sie werden dicht, schwer, und bewegungslos. Eine weniger ausgedehnte, eine gar zusammengedrängte, dichte und schwere Luft also, drückt stärker auf den thierischen Körper, und auf diejenigen Theile desselben, welche vor andern ihrer unmittelbaren Berührung ausgesetzt sind. Folglich leiden von der Kälte die äussere Haut, theils vom ganzen

Körper, theils vorzüglich im Gesicht, an Händen und Füssen, in den Spitzen der Finger und Zehen, die Höhlen der Nase und ihre Schleimhaut, der ganze innere Mund und Hals, die Luftröhre, die Lunge, der Magenschlund, der Magen. Erst nach und nach erstreckt sich die Wirkung der Kälte auf die innern Theile. Allein es scheint, als wenn die Natur bei der Bildung des menschlichen Körpers alle die Schwierigkeiten im voraus sich vorgestellt hat, mit denen er zu kämpfen haben würde, und daß sie, um ihnen zu begegnen, gewisse Anstalten angelegt hat. So sind die Lungen, der Magen, die Schleimhaut der Nasen den Wirkungen der Kälte am mehrsten ausgesetzt, was hat sie aber nicht gethan, um die Sprödigkeit, die beim Frost in den festen Theilen durch die unterdrückte Ausdünstung erzeugt wird, zu verhüten, um den, von der allgemein aufhaltenden Ursache, zum Stillstand sich neigenden Kreislauf des Bluts aufzuwecken, und in lebhaftem Triebe zu erhalten? Der ganze Gang, den die kalte Luft zurück zu legen hat, ehe sie mit dem Athemhohlen in die Brust durch die Nasenhöhle und den Mund, und mit den Speisen in den Magen gelangen kann, ist mit Schleimdrüsen angefüllt, deren durch den Reiz, den die Kälte ertheilt, häufig sich ergiessender Schleim diese Wege überhaupt erst feucht und schlüpfrig erhält; und

dann

dann wird auch die kalte Luft von diesem Schleim, und von der ausdünstenden Materie, die bei der Kälte so sichtbar ist, vorher erwärmt, ehe sie die gedachten Eingeweide einmal berühren kann.

Jedoch wir wollen nun von den eigentlichen Folgen der Kälte selbst reden. Sehr sichtbar und augenscheinlich ists, daß sie den Körper munter und hurtiger macht. Wie erquickt ein kühler Trunk nicht, wenn man in der Hitze geschmachtet hat; wiewohl befindet man sich, wenn man aus einem heissen Zimmer in ein kühleres kommt! Die Hitze entkräftet und macht matt, weil die Flüssigkeiten von ihr ausgedehnt, und die Fasern erschlaft sind. Die Kälte macht stark und munter, weil sie die aufgelöseten Säfte verdichtet, und die Gefässe zusammen zieht. Diese Wirkung der Kälte ist beim kalten Bade sehr sichtbar. Es giebt fast kein Mittel, das die Nerven mehr und kräftiger stärkt, als das kalte Wasser. Allein es stärkt blos durch die wahre Empfindung der Kälte; nicht als Wasser, sondern als kaltes Wasser; es muß immer ein geraumer Abstand zwischen der Wärme des menschlichen Körpers, und der relativen Wärme des Wassers sein; und wenn dieser Abstand sich durch längern Aufenthalt im Wasser verliert, so muß sich das Gefühl der Kälte verlieren; und so hört auch die stärkende Kraft des Badens auf die Fibern

auf. Wenn man sich also mit Nutzen kalt baden will, so muß man sich oft ins Wasser stürzen, aber nicht lange in demselben aufhalten, weil theils die auf den Körper drückende Welle von demselben erwärmt wird, theils er selbst Wärmtheile verliert, aus dem erstern Grunde aber das Wasser anfangen wird, zu erschlaffen, da es eigentlich zusammenziehen sollte.

Zu verwundern ist es daher gar nicht, woher man bei der Kälte gewöhnlich verstärkte Eßlust und bessere Verdauung hat. Die Einwohner kalter Erdstriche geniessen gröbere und härtere Speisen, dickere und stärkere Getränke, als die in heissen Gegenden. Wer aus einem kalten Himmelsstrich in einen wärmern, und umgekehrt kommt, verderbt sich gewöhnlich den Magen zu Anfange, weil jener die weiche, dieser die harte Kost nicht vertragen kann. Man ißt im Winter stark, im Sommer wenig, im Frühling und Herbst mässig. Hippokrates sagt: Im Winter haben die innern Theile eine grössere Wärme, darum haben sie auch in dieser Jahrszeit mehr Nahrung nöthig. Wir sagen selbst im gemeinen Leben, daß der Magen im Winter mehr Feuer habe, und die Alten, die alles aus Bewegung und Wärme erklärten, geben sie daher zur Ursach des stärkern Essens an, da wir Neuern diese Erscheinung aus der vermehrten Wirksamkeit des Tons herleiten.

Die

Die Kälte spannt ferner die Peripherie, nach ihren verschiedenen Graden bald nur die Oberhaut, bald auch die darunter gelegenen Häute, die Adern, das Fleisch, die Nerven. Bald entsteht daher ein Frösteln, wobei die äussere Haut trocken, blaß, eingefallen, kalt ist, weil die Ausdünstung durch die Verschnürung der letzten Endungen der Schlagadern gestört ist, das Blut nicht in die äussersten Gefässe gelangen kann, der Kreislauf gehemmt ist; und da ist der Siz der Kälte nur in dem Oberhäuchtchen, und die unter ihm belegenen Theile werden nur kaum von der kalten Luft berührt. Bald aber, und zwar bei vermehrten Graden der Kälte, wird auch die wahre Haut mit eingenommen, sie wird braunroth, weil das Blut durch die Kälte dichter, und dieses verdichtete Blut in den verschnürten Gefässen gehemmt wird. Dieses sind die Nase, der Mund, die Ohren, und alle solche Theile, die der Kälte durch ihre eigene Wärme am wenigsten widerstehen können. Bald dringt die Kälte bis zu den Muskeln selbst, daher das Zittern und Beben des ganzen Körpers vor Kälte. Die Natur hat hier wieder durch eine anzumerkende Verfügung, in der Folge der Kälte zugleich ein Gegenmittel gegen dieselbe veranlaßt, denn dieses Zittern ist eine abwechselnde Bewegung, eine Art von Zuckung; während derselben wird das gedruckte

Blut von den Seiten seiner Gefässe getrieben, und muß sie daher reizen, sich zusammen zu ziehen, den Gang des Bluts dadurch zu befördern, und folglich durch die veranlaßte Bewegung der stillstehend machenden Kälte zuwider zu wirken.

Schon beiläufig ist erwähnt worden, daß die Kälte das Blut verdicke, und es ist der Mühe werth, daß wir dieses näher untersuchen. Die Kälte schwächt die Bewegung, und hindert die Ausdehnung. Daher treten die Theilchen der Masse näher zusammen, sie berühren sich in mehrern Punkten, ziehn sich an, aus dem dünnen Blut entsteht ein gröberes und dichteres. Die Hitze macht zwar das Blut auch grob, dicht, grumös; allein der Schweiß entzieht dem Blut dabei die feinsten und wässerigsten Theile, die beim Frost hingegen zurück bleiben, und sich mehr anziehen, und dichter mit einander vereinigen. Wir werden dieses an der aus den Lungen ausdünstenden Materie gewahr, die an sich unsichtbar ist, aber durch die Kälte sichtbar gemacht wird.

Boerhaave sagt, eine kalte Luft verkürzt und verdichtet die Fasern. Die Luft, die das Wasser in Eis verwandelt, kann nach diesem Grade der Kälte noch um so viel Grade kälter werden, als der Abstand der höchsten Hitze von der Kälte, die das Wasser gerinnen macht, beträgt. Im Jahr 1709 war die

Kälte

Kälte so groß, daß, wenn man warmes Wasser in die Luft sprengte, es wie ein Hagel zur Erde fiel. Zwischen der höchsten Wärme und der höchsten Kälte, ist ein Mittelgrad, der in einigen Gegenden fast ohne Abwechselung anhält. Die Pariser Akademie besitzt einen sehr tiefen Brunnen, dessen Wasser zur Winterszeit nicht gefriert, im Sommer nicht warm wird.

Keine Veränderung, sagt der größte Arzt aller Zeiten, ist dem thierischen Körper so nachtheilig, als abwechselndes Gefrieren und Aufthauen. Selbst Metalle werden zerbrechlich, wenn man sie glühend gemacht hat, und plötzlich mit kaltem Wasser begießt. Das Fleisch hält sich im Frost sehr lange, sobald es aber aufgethaut ist, zerschmilzt es wie Fett. Man bemerkt nie häufiger Lungenkatarrhe, als bei jählinger Veränderung des Wetters, und schnellen Uebergängen von Frost zu Hitze, Hitze zu Frost. Auch sind den Schwindsüchtigen solche Zeiten am gefährlichsten. Die Kälte spannt alles. Man hat Beispiele, daß Leute bei sehr strenger Kälte ohne alle weitere Zufälle sogleich todt nieder gefallen sind, welches besonders in Norwegen sehr häufig geschiehet. Die Ursache dieses plötzlichen Todes ist die Anhäufung des Bluts in den Lungen zu einer Zeit, da diese von der äusserst kalten Luft verschnürt werden, der sie doch fast blos liegen. Ueberhaupt gehören zu den

nachtheiligen Folgen der Kälte, Trockenheit der Lungen, Gerinnung ihres Blutes, Verstopfung der Gefässe, Entzündung, Keichen, Husten, Schnupfen, Verschleimung. Man hat diese Katarrhe für kritische Ausleerungen gehalten, die zur Reinigung des Körpers dienten. Allein man findet sehr gesunde Leute, die ihr Lebelang diese Art von Blutreinigung nicht erlitten haben. Ein Katarrh entsteht, wenn die Schleimhaut der Nase erst erhitzt, und dann schnell erkältet wird, denn alsdann verschliessen sich die letzten Endungen derer durch die Hitze ausgedehnten Gefässe, die Säfte verdicken sich, lösen sich aber bald darnach wieder auf, und die festen Theile werden schlaff. Hippokrates empfiehlt dagegen trockene Dämpfe aus Weihrauch und Mastix, und sein Rath verdient nicht verworfen zu werden.

Ein hoher Grad von Frost bringt eine Vereiterung und Brand hervor. Den gesundesten Menschen sind Arme, Beine, Lippen, Nasen, vom Frost abgefallen. Die lateinische Sprache hat für einerlei Wirkung zweier Ursachen, des Frosts und der Hitze, nur das gemeinschaftliche Zeitwort verbrennen. Die Anspannung der festen, und Verdichtung der flüssigen Theile, hat auch Schlagflüsse erzeugt.

Allein nichts zerstört den Körper so geschwind, als wenn eine Wärme, die durch Muskularbewegung erzeugt worden, einer sehr

sehr strengen Kälte das Gleichgewicht halten, oder sie gar unterdrücken soll. So z. B. wenn man bei strengem Frost, vielleicht gar gegen den Wind, Schlittschuh läuft. Die festen Theile wirken hier auf die flüssigen so stark, daß sie durch das Reiben eine Wärme erzeugen, die der Kälte völlig entgegen wirkt. Es giebt keine Arzenei, die ein langwieriges Uebel so leicht hebe, als dieses Schlittschuhlaufen. Man glaubt, sich abzukühlen, wenn man sich mit Reisern, oder mit Fächern wehet. Der Wind eines Blasebalgs wird kein Wasser gefrieren machen. Die Ursach der anscheinenden Abkühlung ist diese. Immer (die neuern englischen Versuche, die das Gegentheil lehren sollen, sind nicht richtig, und also kann ich wenigstens sagen, gemeiniglich) ist die natürliche Wärme des Bluts grösser als die der Athmosphäre, in der wir leben, wir leben auch kaum in einem Grade von Wärme, der diesem gleich käme, ohne Lebensgefahr. Die Zuckersieder, die Metallschmelzer, müssen daher sich oft während ihrer Arbeit erhohlen, und können nicht ununterbrochen dabei bleiben. Die Folgen einer starken Arbeit der Muskeln in sehr kalter Luft, sind Auflösung und Verfliegung der auflösbaren Theile des Bluts; Gefrässigkeit, Schwäche, Ohnmachten, und plötzlicher Tod. Von dem beständigen Reiben der Blutkügelchen entsteht ein anhaltender Schweiß,

die

die Ausdünstung ist stark, der gröste Theil der Säfte wird verzehrt, der Körper kann in wenig Stunden erschöpft werden. Wenn Leute, die zur Frostzeit starke Bewegungen in der Luft haben, lauter flüssige Nahrungsmittel, oder giftige Getränke zu sich nehmen, so fallen sie von Kräften. Man gebe ihnen Schwarzbrod, geräuchertes Fleisch, harte Vorspeisen, und sie werden sich sehr gut bei dieser Kost befinden, weil sie, so hart sie auch ist, von der verstärkten Verrichtung der Verdauungseingeweide schnell verarbeitet werden, und das Blut immer neuen Zufluß von Milchsaft erhält. Der alte Arzt Diokles, sagt in seinem Briefe an den König Antigonus: je kälter die Luft ist, destomehr muß man essen, und destoweniger trinken; je wärmer es aber ist, desto weniger soll man speisen, und desto mehr trinken.

Hingegen haben Ruhe und Unthätigkeit bei kalter Luft wieder andere nachtheilige, und überhaupt sehr gefährliche Folgen. Wenn man plötzlich zu einer Zeit, da man ohne Bewegung ist, von der Kälte überfallen wird, so entsteht eine unangenehme Empfindung. Hält aber die Wirkung des Frostes auf den Körper an, so schleicht sich eine sanfte Schläfrigkeit ein, die so angenehm ist, daß man sie mit seinem Leben erkaufen möchte. Wehe dem Reisenden, wenn er der Lockung dieses Schlafs sich überläßt, denn er wird

ihm

ihm schwerlich entrinnen; das Gehirn fängt während dieser Ruhe ebenfalls an, minder wirksam zu sein, nach und nach hört es ganz zu wirken auf, und der Schlaf geht in den sanftesten Tod über.

Man weiß die Geschichte der Holländer, die im ersten Drittheil dieses Jahrhunderts unglücklicher Weise auf Spitzbergen überwintern mußten. Die mehrsten von denselben wurden ein Schlachtopfer der schrecklichen Kälte. Ihre Glieder wurden starr, und schmerzten ihnen aufs grausamste, endlich machte der Tod ihrem Leiden ein Ende. Sie hatten sich eine Hütte von Holz gemacht, und Feuer in derselben angezündet. Allein, da die Kälte in ihrem höchsten Grade einbrach, konnten sie sich nicht weiter erwärmen; sie blieben ohne Bewegung, und ohne Lust dazu, in ihren Betten. Sie hatten unsägliche Schmerzen an ihren Gliedmaassen, die noch dazu vom Scharbock befallen waren, und so starben sie der Reihe nach. Der letztere schrieb noch in das Tagebuch, das sie bis dahin geführt hatten: Alle meine Kameraden sind elendiglich gestorben, ich, der ich dieses schreibe, erwarte mein Ende jeden Augenblick. Da im folgenden Frühlinge Holländische Schiffe ankamen, fanden sie nichts als die Leichnamme ihrer Landsleute.

Wenn man im Ganzen wissen will, was man also gegen die Kälte zu thun habe; so wird

wird das Verfahren darauf hinaus laufen, daß man in der Kälte die festen Theile in ihrer Arbeit, und den Kreislauf in seiner Lebhaftigkeit zu erhalten suchen müssen. Auf diese Weise kann man sich gegen die Kälte schützen, man sieht aber wohl ein, daß solches nur bis auf einen gewissen Punkt geschehen könne. Es kömmt hierinn auf die Grade der Kälte, und auf die Stärke der Kräfte, die ihr entgegen gesetzt werden, an. Es ist daher in aller Absicht nützlich, sich vor der unmittelbaren Berührung der äussern Luft durch die gehörige Kleidung zu verwahren; indessen thäte man nicht wohl, den Kopf zu sehr zu erwärmen, weil die daher rührende Wallung oftmals schädlicher als die Kälte selbst ist. Ferner muß man also, um der Kälte zu widerstehen, sich immer in Bewegung erhalten. Es ist daher in der That nicht gut, daß wir unsre gottesdienstliche Versammlungen, nach morgenländischer Weise, in hohen gewölbten Gebäuden, wie unsre Kirchen sind, halten. Denn die unmittelbare Folge dieser Einrichtung ist die, daß man entweder den Gottesdienst gar nicht abwartet, oder daß man ihm auf Kosten der Gesundheit beiwohnet, und der Arzt kann schwerlich die Wahl des Letztern empfehlen. Die Feuerstuben, die besonders das weibliche Geschlecht in vielen Gegenden der Kälte entgegen gesetzt, sind sehr schädlich wegen des Kohlendampfs, und legen den Grund, ausser

plötz-

plötzlichen Todesfällen die sie veranlassen, zu verschiedenen langwierigen Uebeln. Man muß zwar auch Ausnahmen gelten lassen, da manche die Kälte ungleich weniger ertragen, als andre. Dies gilt schon bei gewissen Theilen, denn das Gesicht und die Hände leiden, auch unbedeckt, nicht so viel vom Frost, als andere Theile, die wir bedeckt zu tragen gewohnt sind.

Schon vorhin warnten wir vor geistigen Getränken, und zeigten daß eine festere Nahrung diejenige sei, die der Winter verlangt. Von allen Verwahrungsmitteln gegen den Frost ist der Brandwein am wenigsten zu empfehlen; am mehrsten Morgens eine nicht garzuflüssige Brodsuppe mit Gewürz.

Vielen Personen würde die Kälte weniger beschwerlich und schädlich sein, wenn sie nicht so übermässig heisse Stuben liebten. Wir erhalten darinn eine häufige Ursache von Nervenübeln. Man führt dagegen das Beispiel der Russen an, aber man bedenkt nicht, daß diese aus Badstuben, die mit Dämpfen angefüllt sind, und nicht aus trockner Hitze sich in Schnee werfen. Scharbock, Gichtflüsse, Schnupfen, Lungenkrankheiten, sind natürliche und gewöhnliche Folgen dieses widersinnigen Verhaltens.

Mehrentheils ist das Schlittenfahren schädlich, weil diejenigen, die es zum Vergnügen thun, zärtliche und schwächliche Personen

sonen sind, die sich gar nicht an kalte Luft gewöhnt haben. — In den Nordländern hat man den Gebrauch, sich Nase, Ohren und Hände erst mit Schnee zu waschen, wenn man lange in der Kälte zugebracht hat, ehe man in ein warmes Zimmer tritt. Dies Verfahren verdient alle Nachahmung, und auch in unsern Gegenden weis man aus Erfahrung, daß man den Ausbruch des sogenannten Frostes in den Fingern und Zehen und der Frostbeulen dadurch sehr verhüten kann. Ueberhaupt muß man sich erst nach und nach, wenn man aus der Kälte kommt, in eine wärmere Athmosphäre begeben und lieber eine Weile in einem ungeheizten Zimmer zubringen, ehe man in ein geheiztes geht. Mancher hat mit Ohnmachten, und selbst mit plötzlichem Tode dafür büssen müssen, wenn er so erstarrt wie er war, sogleich den heissen Ofen bei seiner Ankunft zu Hause gesucht hatte.

Der Winter selbst bringt theils durch die Kälte, die er mit sich führt, und theils durch die Lebensordnung, die er auflegt, gewisse allgemeine Veränderungen im menschlichen Körper hervor, die freilich danach verschieden sind, wie man Diät gehalten, und sich in Bewegung oder in Ruhe, oder beständig im warmen Zimmer befunden hat. Die ersten Kräuter des Frühlings, und die erste Milch der Kühe, sind das vortreflichste Mittel gegen die mehrsten Folgen des Winters.

Medicinische Unterhaltungen.

Dreizehntes Stück.

Der Kreislauf des Bluts.

Ausser andern zum thierischen Leben nöthigen Umständen, wird in den Gefässen des Thiers eine gewisse sich bewegende Menge Bluts erfodert. Wenn Moses, der weise Gesetzgeber seines Volks, seiner Nation den Genuß des Bluts verbietet: so scheint zwar der wahre Grund seines Gesetzes der zu sein, daß in den heissen Gegenden Morgenlandes das Blut sehr leicht die Neigung zur Fäulniß empfängt, und folglich ein schädliches und für die Gesundheit nachtheiliges Nahrungsmittel abgiebt; er selbst führt indessen zum Grunde seines Verbots das an: daß die Seele eines Thiers in seinem Blut stecke. Wird das Thier der nöthigen Menge beraubt, wie beim Schlachten, oder wird durch andre Ursachen die Bewegung des Bluts gehemmt, so folgt, wie aus der täglichen Erfahrung bekannt ist, der Tod. Wenn man eine grosse Ader eines Thiers eröfnet, so strömt fast das ganze Blut mit einer gewissen Heftigkeit aus der gemachten Wunde. Die jüdische Nation, die nach der Lehre ihrer

Rabbinen, jede Quetschung, jeden Bruch unter die Krankheiten zählt, läßt diese einzige Art ein Thier zu tödten zu, wenn das Fleisch des Thiers zu ihren Speisen soll verbraucht werden können. Ich will die abergläubischen Gebräuche, wie sie das Messer schärfen, und nach dessen Schärfe die Beschaffenheit des Thierbluts untersuchen, wie sie dem Thier einen Stoß damit in die Kehlader geben, sodann das Thier plötzlich zurückziehen, und dergleichen, nicht ausführen; nur das will ich bemerken, daß wenn ein auf solche Art behandelter Stier 30 Pfund Blut verlohren, es um sein Leben geschehen sey. Es kommt nicht darauf an, ob diese oder jene Ader geöfnet wird. Harvey, der berühmte Entdecker des Kreislaufs, stellte verschiedne Versuche an Thieren an, die das einstimmig bewiesen; und Drelincourt öfnete zwey Hunden zu gleicher Zeit, dem einen die Hauptader, dem andern die Schenkelader, und beyde starben fast in einerley Augenblick. Ein Versuch, den Boerhaave und Haller herrlich und schön nennen. Das Blut muß sich sehr schnell bewegen. Ein grosses Thier, zum Beyspiel ein Pferd, ein Stier, sterben innerhalb acht Minuten, nachdem ihnen eine Ader geöfnet worden, und in der Art der Verwundung oder der Wunde selbst liegt kein Umstand, der den Gang des Bluts schneller machen könnte. Allein es giebt Mittel, ihn

zu

zu verstärken. So wird das Blut in eine schnellere Bewegung, als sonst gewöhnlich ist, gerathen, wenn andere Schlagadern, die nicht geöfnet sind, gebunden werden, unterdessen das Blut aus der gemachten Oefnung rinnt. Wenn es eine Schlagader ist, die geöfnet oder verwundet worden, so fließt die ganze Blutmenge, bis auf einen sehr kleinen Theil, aus der gemachten Oefnung. Hales fand, daß von 20 Theilen Blut, die ein Pferd gehabt hatte, 18 aus einer geöfneten Schlagader geflossen, zwei aber in den Blutadern zurückgeblieben waren. Nun läßt sich aber durch andere Gründe darthun, daß die Blutadern doppelt so viel Blut als ihre Gefährtinnen, die Schlagadern, enthalten: folglich waren von der ganzen Menge Blut, die das Pferd überhaupt gehabt hatte, vierzehn Theile aus den Blutadern, und nur sieben eigenthümlich aus den Schlagadern gewesen. Daher flossen sechs Theile venösen Bluts mit aus der Schlagader, und nur die durch den Blutverlust verminderte und erstorbene Herzenskraft, verursachte den zurückgebliebenen Rest. Wir folgern also daraus, daß alles Blut eines jeden damit versehenen Theils, einen offenen Weg in eine jede Schlagader finde. Man kann also mit Sicherheit festsetzen, daß im gesunden und natürlichen Zustande, das Blut aller Schlagadern, und meistens auch aller Blutadern,

sich in eine jede einzelne Arterie ausleere. Es muß also ein freier Gang aus allen Blutadern in alle Schlagadern seyn, und das Blut muß, wie man doch mit Recht aus den angegebenen Versuchen folgert, diesen Gang sehr schnell endigen.

Dieses ist die erste Erscheinung, die einer bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts behaupteten Meinung widerspricht. Denn, wenn das Blut, wie man meinte, eben so in die Blutadern flösse, wie es unläugbar in die Schlagadern strömt, folglich auch durch die ersten in Theile des Körpers gebracht würde, um diese Theile zu ernähren; so ist in der That gar kein Grund vorhanden, weswegen der größte Theil, oder vielmehr die ganze Menge unsers Bluts aus den Schlagadern völlig ausfliessen sollte. Es kann auch nicht etwa in gewissen Theilen stocken, oder austreten, oder zurück bleiben, sondern es muß durchaus ziemlich geschwind aus diesen Theilen in die Schlagadern gelangen.

Wir fügen einen zweyten Versuch hinzu. Wenn man irgend eine Schlagader mit einem Bande bindet, schwillt sie an, und schlägt zwischen dem Bande und dem Herzen, da sie hingegen zwischen dem Bande und der äussern Peripherie schlaff wird, zusammenfällt, und ihres Blutes beraubt ist. Oefnet man eine Stelle der Ader zwischen

dem

dem Bande und dem Herzen, so sprützt das Blut mit der heftigsten Geschwindigkeit heraus, da hingegen aus einer entgegengesetzten Stelle kaum ein Tröpfchen herauströpfelt. Man muß aber zum Versuch eine solche Schlagader nehmen, die nicht besonders unterhalb dem Verbande mit einer andern Schlagader eine Gemeinschaft hat, die man Anastomose nennt. Dergleichen Anastomosen finden sich in den äussern Gliedmaassen; hier wird freilich das Blut seinen Lauf nicht nach dem Bande nehmen, weil es da einen Widerstand findet, sondern vielmehr einen andern Weg erwählen, dessen Durchgang frey und ungehindert ist. — Indessen folgt aus diesem Versuch, daß alles zum Leben nöthige Blut sich durch die Schlagadern bewege, allein seinen Gang ursprünglich vom Herzen aus beginne, und von dort aus, allerdings in einen jeden Punkt aller und jeder innersten und äussersten Theile des Körpers gelange; daß es daher aus einem grössern Raume nach und nach in immer enger werdende Kanäle komme, aus den Hauptstämmen in die kleinern, aus diesen in die Seiten- und Nebenästchen; und daß ferner daher nach diesem Gesetz alles Blut in eine jede Schlagader geleitet werden, und wenn solche geöfnet worden, ausfliessen kann; daß es aber umgekehrt nicht möglich sey, eine andre Art der Bewegung des Bluts in den Schlagadern, (so, daß es

sich zum Herzen zurückbewegte,) zu verursachen, indem alles Blut nur gerade vom Herzen in den angenommenen Punkt einer Schlagader gelangen kann.

Allein mit einer zurückführenden Ader fällt der Versuch gerade entgegengesetzt aus. Wenn man diese auf gleiche Weise unterbindet, so schwillt sie zwischen dem Bande und den Aussentheilen an; zwischen dem Bande und dem Herzen hingegen wird sie schlaff. Oefnet man sie an einer Stelle zwischen dem Bande und der Peripherie, so bricht das Blut mit Heftigkeit hervor, und es erfolgt schnell eine tödtliche Verblutung. Hieraus folgt, daß der zum Leben so nothwendige Saft, ebenfalls sehr schnell aus dem ganzen Körper sich in dieser zurück führenden Ader ansammle, wiewohl auch unter der Bedingung, daß sie einen offenen Weg für das Blut von der Peripherie bis zum Herzen halten müsse, und in diese Art von Adern sich alles Blut aus den kleinsten und engsten Gefässen in einen immer grösser werdenden Raum fort bewege.

Aus diesen Versuchen erhellet sehr deutlich, daß alles Blut sich in einer verhältnißmässigen Geschwindigkeit aus der linken Herzkammer, als aus welcher die grosse Schlagader entspringt, durch diese so eben genannte Ader in die übrigen Schlagaderzweige, und aus diesen in alle äussere und innere Theile und Gegen-

gen-

genden des Körpers bewege. Und eben so ausgemacht ist es, daß alle zurückführende Adern des Körpers, die einzige Pfortader ausgenommen, aus dem kleinsten Pünktchen der Peripherie der Theile, ununterbrochen, das vom Herzen ausgelaufene Blut in ihre Zweige, und so almählig in ihre Aeste führen, bis es in die rechte Blutader-Vorkammer, und so ins rechte Herzohr gelanget.

Alles Blut also, das im thierischen Körper befindlich ist, hat alle Schlagadern, und alle zurückführende Adern zu durchlaufen. Damit dieses geschehen könne, wird natürlich ein gewisser Mechanismus vorausgesetzt, weil sich kein Körper, kein fester, kein flüssiger bewegen kann, wenn ihm nicht die Bestimmung der Bewegung ertheilt wird. Diese Einrichtung verdient alle Aufmerksamkeit eines Naturforschers, und wir machen bey der Untersuchung der Ursachen, mit dem Herzen, als dem ersten und vornehmsten Werkzeuge, von welchem das Blut die Kraft des Umlaufs erhält, den Anfang.

Das Herz nun ist ein fleischigter Theil, den man mit der Gestalt eines Kegels verglichen hat. Es hat keinen physiologischen Nutzen, daß man seinen Umfang, die Winkel, die sich bei seinen Durchschnitten finden, und dergleichen, geometrisch berechnet. Ich übergehe also alles, was man von seiner Lage, Gestalt und Rändern sagt, um mich zu dem-

jenigen zu wenden, wovon der Zusammenhang, und der Umlauf des Bluts abhängt. Das ganze Herz ist von innen hohl. Die zwei Haupthöhlen des eigentlichen Herzens nennt man Kammern; die Eine liegt rechts und vorwärts, die andre links und nach hinten zu. Dies eigentliche Herz ist im Grunde ein Muskel, der denn viele Lagen von Faserstreifen, und durch diese eine sehr grosse Reizbarkeit besitzt, vermöge deren es sich häufig und stark zusammenziehen kann, wenn ein wirklicher Reiz auf diese faserigte Substanz wirkt. Allerdings müssen wir, ausser andern gewöhnlichen Ursachen, die alle Muskeln reizbar machen, diese eigene Bildung berühren, weil von ihr gewisse Erscheinungen abhängen, die beim Herzen noch nach dem Tode sichtbar sind, und weil sie den Grund des unablässig fortdaurenden Umlaufs enthält, so lange die Grundkraft des Lebens, die am Ende freilich wieder vom Umlauf des Bluts Dauer und Wesen erhält, zu wirken fortfährt. Daß dies Fleisch des Herzens eine ausserordentliche Reizbarkeit besitze, erhellt, wie ich sagte, aus gewissen Versuchen. Man weiß nemlich aus der Erfahrung, daß das Herz, ohngeachtet grosser Verwundungen beiderlei Gehirne und des Rückenmarks, dennoch nicht aufhört, sich zu bewegen. Man kann gewissen Thieren, deren Herz seiner Lage nach

die

die Lunge nicht so drücket, und wo die Lunge also dem Herzen auch keinen solchen Widerstand leistet, wie in den Säugethieren und Vögeln, das Herz aus der Brust reissen; und es wird doch noch fortfahren zu schlagen. Haller versichert, daß beim ungebohrnen Thier, bei Thieren, die keinen Kopf haben, das Herz schlägt, ehe sich das Gehirn noch gebildet hat, wie besonders die Wolfischen Versuche solches dargethan haben. Alle Erfahrungen aber stimmen darinnen überein, daß das Herz eines Sterbenden, sogar eines Verstorbenen, das doch keine Empfindung mehr hat, doch noch von vielen Dingen Reize annimmt, und sich dadurch zur Zusammenziehung bestimmen läßt, zum Beispiel durch Bähungen, durch eingesprütztes warmes Wasser, Wachs, Blut, und selbst durch elektrische Schläge. Umstände genug, die die ganz eigene Reizbarkeit ausser Zweifel setzen. Der vorzüglichste Grund dieser stärkern Kraft sich zusammen zu ziehen, liegt in den berührten Faserstreifen, die sehr sichtbar sind; wir sind indessen nicht in Abrede, daß die grosse Menge von Nerven, die das Herz erhält, ebenfalls das Ihrige zu diesem Vermögen mit betragen.

Allein noch sind mit dem Herzen die Vorkammer und die Herzohren unmittelbar verbunden, da denn jede Kammer die ihrigen besonders hat, ohngeachtet beide eigentliche

Kammern nur durch eine fleischigte Scheidewand von einander getrennt sind. Um sich den Umlauf des Bluts im Herzen, wie er durch den Zusammenhang und die Einrichtung der Theile des Herzens bewirkt wird, recht vorzustellen, erinnern wir: daß alles Blut des ganzen Körpers (bis auf die Lungen) durch zwei Adern ins Herz zurückgebracht wird, die man, wie alle Adern, die zum Herzen zurückgehen, zurückführende, oder Blutadern genannt, weil man unrichtiger weise ehemals glaubte, daß in ihnen das Blut vom Herzen aus in die Theile des Körpers geführt werde. Dieser zurückführenden Adern sind zunächst am Herzen zwei Stämme, man nennt sie aber beide unter der Benennung Hohlader. Da, wo sie ans Herz tritt, und zwar ans rechte Herz, bildet sie eine Höhle, die aus der Vereinigung der beiden Adern, die die Hohlader ausmachen, entstanden, und voller Fleischfasern ist. Sie hat eine Menge fleischigter Bogen; so entsteht ein sehnigter Vordertheil, in Gestalt eines eiförmigen Sacks, der den Namen Herzohr führt; der rechte und hinterwärts belegene Theil schließt links an die Mündung der Hohlader, und heißt der Behalter. Beide zusammen genommen führen den Namen der rechten Vorkammer.

Das linke Herz ist auf gleiche Weise mit einer Vorkammer versehen, die ebenfalls

ihren

ihren Behalter und ihr Herzohr hat, nur daß sich die zurückführenden Adern der Lungen mit ihrer Mündung an den Behalter schliessen, da beim rechten Herzen solches von den Hohladern geschah.

Aus einem jeden Herzen aber geht eine grosse Schlagader ab: die aus dem rechten geht in die Lungen; die aus dem linken vertheilt sich durch Zweige in alle Theile des Körpers.

Und nun geschieht denn der Umlauf folgendergestalt: Die Hohladern bringen das Blut aus den Theilen des Körpers in die rechte Vorkammer, aus dieser gelangt es ins rechte Herz, durch die aus dem rechten Herzen zu den Lungen abgehende Schlagader in die Lungen, aus welchen es sich in denen aus der Lunge zurückführenden Adern ansammlet, in die Vorkammer des linken Herzens tritt, ins linke Herz selbst strömt, aus diesem aber in die allgemeine und sogenannte grosse Schlagader, durch deren Zweigen es denn einem jeglichen innern und äussern Punkte des Körpers zugeführt wird.

Dies ist im Allgemeinen der Weg, den das Blut beschreibt; nun aber liegt uns noch zweierlei ob: einmal zu zeigen, durch welche Einrichtung das Blut in die Gefässe, aus diesen in die Vorkammer, aus der in die eigentlichen Kammern, und so in die Schlagadern bewegt wird; und dann, auf welche

Weise

Weise das Blut aus den Schlagadern in die zum Herzen gehenden Adern und die Oberfläche der Theile gelange.

Um das erstere zu erhalten, dient theils die materielle Beschaffenheit, theils die Einrichtung des Herzens. Vorhin wurden Versuche angeführt, daß selbst ein erstorbenes Herz sich noch durch die Reize von warmem Wasser und andern Materien zur Zusammenziehung bewegen lasse. Dies vorausgesetzt, ist es leicht einzusehen, daß das Herz in einem mit der Lebenskraft versehenen Körper diese Eigenschaft noch weit stärker besitzen, und auf erhaltene Reize äussern müsse. Nun wird von den zurückführenden Adern, die durch inwendig angebrachte Klappen das Blut immer weiter treiben, dem Herzen doch in jedem Augenblick eine neue Welle von dem zurückkommenden Blut zugesprützt; und man hat dabey zween Punkte anzunehmen, nehmlich die Ankunft der Welle, und eine Art von Stillstand, ehe die zweyte, und so fort die dritte, ankommt. Das Herz erhält dadurch zweyerley Art von Handlung, eine leidende, da das Blut aufs Herz wirkt, und es treibt, sich zusammen zu ziehen; und eine andere, da das Herz aufs Blut würkt, und solches in andere Wege befördert. Man nennt die eine das Zusammenziehen, die andere das Erschlaffen. Die Wirkung des Herzens aufs Blut erhält sich in den Gefässen, die vom Herzen abgehen, das ist, in den Schlagadern, in denen man ebenfalls ein Heben und ein Sinken bemerkt; oder der Puls. Allein das Blut hat doch seinen Weg, den es durchlaufen muß, und nun könnte es ja kommen, daß es entweder wieder zurückträte, dahin, woher es gekommen; daß es in die Hohladern, die solches in die rechte Vorkammer

mer bringen, wieder zurückgienge, und eben so seinen Rückgang in die Lungen nähme, da es doch durch deren zurückführende Adern ins linke Herz gelangte, um in die grosse Schlagader, und durch diese in die Theile des Körpers zu kommen. Die Einrichtung, wodurch die Natur alle Hindernisse, die sich ihrer Absicht entgegen stellen könnten, vorgebeugt hat, ist vortreflich. Das Herz sowohl als das Blut wirken. Das Blut reizt durch seine Wärme, seine Schwere, seine salzigten Theile das Herz, daß es arbeiten muß; das Herz arbeitet auch wirklich, und nun wird durch diesen unaufhörlichen Reiz die unaufhörliche Arbeit des Herzens, und durch diese der beständige Reiz unterhalten: ein vortreflicher Zirkel, da jedes die beständige Ursach der Wirkung des andern wird. Aber die Natur erhielt dadurch auch dieses, daß die angespannte Fleischadern, sobald das Blut in die Vorhöhlen des Herzens gelanget, sich vor die Mündung der Blutadern beider Herzen werfen, und dadurch viel beitragen, das Zurückströmen zu verhindern. Vorzüglich aber sind gewisse Klappen angebracht; welche die Oefnungen versperren, die aber das eindringende Blut vor sich herstößt, und die so bald es sich diesen Weg gebahnt hat, sich ebenfals wieder zusammen ziehen und den Rückweg verschliessen. Das Herz hat in seinem Umfange viel dergleichen Klappen, denen allen dieser wichtige Nützen obliegt.

Ehe ich das Herz verlasse, will ich noch wiederhohlen: daß das Herz also in zwei Abschnitte getheilt sei, in den rechten und linken; daß ein jeder seine Blutadern habe, von denen er Blut erhält, das rechte Herz die Hohlader, die das Blut aus dem Körper, und das linke die zurückführende Lungenader, die es aus den Lungen zurückbringt; auch seine Schlagadern, das rechte die Lungenschlagadern, wodurch es in die Lungen, und

und das linke die grosse Schlagader, wodurch es in die Theile des Körpers verbreitet wird; ferner seine Vorhöhlen, bestehend aus einer Höhle, und einem sogenanuten fleischigten Ohr, und dann seine eigene fleischigte Substanz; daß es seinen ganzen Zusammenhang nicht unmittelbar, sondern durch diese Adern habe; daß also das Blut durch die bekannten Kräfte, aus dem Körper in die rechte Höhle, in das rechte Herzohr, ins rechte Herz selbst, und von hier in die Lungenschlagadern komme, die Lungen durchlaufe, aus zwei zurückführenden Adern wieder in die linke Höhle trete, und so ins linke Herzohr, ins linke Herz selbst, in die grosse Schlagader gelange, die es denn im ganzen Körper verbreitet. Man bemerke dabei, daß in Ansehung der Zeit die Ausleerung und Wiederanfüllung nicht so nach einander geschehen, wie man es erzählen muß; sondern daß beide Herzohren zu gleicher Zeit, und nachmals beide eigentliche Kammern ebenfalls zu gleicher Zeit angefüllt und ausgeleeret werden. In demselben Augenblick, da das Blut der Hohladern ins rechte Herz tritt, kommt es auch aus den zurückführenden Lungenadern ins linke Herz; und in eben demselben andern Augenblick, da das rechte Herz sein empfangenes Blut der Lungenschlagader ertheilt, erhält es die grosse Schlagader von dem linken Herzen.

Ehemals wußte man auch den Gang alles Bluts durch die Lunge, eh es den übrigen Körper wieder durchläuft, nicht einmal; indessen ist die Entdeckung dieses Weges älter, als Harvey den Umlauf auffand. Man nennt diesen Gang den kleinen Kreislauf. Allein es ist noch übrig zu zeigen, auf welche Weise das von der grossen Schlagader in die vom Herzen entlegensten Theile und Punkte geführte Blut sich nach und nach in den zurückführenden Adern anfinde, um

durch

durch sie ins Herz zurückgebracht zu werden. Daß ein Weg da sein müsse, beweisen jene unläugbaren Versuche; nun kommt es nur darauf an, welche Wege die Natur zu dem Ende einschlagen lasse.

Ohngeachtet die Hypothesen der alten Aerzte über den Gang des Bluts oft ziemlich wunderlich sind, und in der Geschichte der Meinungen eine beträchtliche Rolle spielen, sei es uns dennoch hier genug, die Wahrheit, wie man sie dem Harvey zu danken, und die Erfahrungen, wodurch er sie unumstößlich festgestellt hat, ganz kurz anzuzeigen.

Wenn man ein Arzneimittel durch eine geöfnete Blutader unmittelbar mit dem Blut vermischt, so erfolgt eine promte und oft noch schnellere Wirkung, als wenn man es durch die bekannten Wege in den Körper bringt. Auf die Weise hat Brunner durch den Brechweinstein Erbrechen erregt; Boyle einen Hund durch Mohnsaft schlafend gemacht; Garman einen Hund berauscht; Fabritius die Lustseuche durch eingesprüztes Queckſilber geheilt, Smith die Gicht gehoben, Kilian durch eingesprüzten Balsam von Mecca ein entferntes Geschwür geheilt; Moulin aber durch unschicklich eingesprüztes Quecksilber den Tod verursacht. Wenn Luft in die Blutadern Zugang findet, wird sie tödtlich, Drelincourt hat Wachs und Talk, das in die Blutader gesprüzt war, im Herzen wieder gefunden.

Ferner hat man zwei Hunde genommen, dem einen eine zurückführende Ader geöfnet, und das Blut so lange fliessen lassen, bis er kaum noch zu leben schien; und dann das Blut aus einer geöfneten Schlagader seines Gespielen in die zurückführende Ader fliessen lassen, und durch diesen

Blut-

Bluttausch erhielt der erstere völliges Leben wieder; das Herz, und die schlagenden Gefässe fingen wieder an zu schlagen, und der Hund lief munter und gesund davon. Man machte dabei die Bemerkung, daß das Blut junger Thiere, das man auf solche Art in den Körper eines alten Thiers leitete, dieses wieder verjüngte, man versprach sich besonders in Frankreich davon zur Heilung vieler Krankheiten, Wunder, und es war eine Zeitlang das Lieblingsgespräch am Hofe. Man machte wirklich Versuche an menschlichen Körpern, allein sie verunglückten, indem ein Schwede, Namens Bond, an dem man den Versuch machte, und ein Wahnsinniger, der sich das erstemahl, da man ihm Kälberblut eingeflößt hatte, ganz munter befand, bei der Wiederhohlung in der Nacht darauf, verstarb. Es ist werth, daß man die gemachten Versuche selbst nachsieht. Der unglückliche Ausgang brachte ein Parlamentsverbot hervor, und seitdem ist dieser ganze Vorfall, der Anfangs in der Welt so viel Aufsehens machte, beinahe vergessen worden.

Endlich haben zuverlässige Beobachter mit Hülfe des Vergrösserungsglases den Uebergang des Bluts aus den Schlagadern in die Blutadern sehr deutlich an Thieren gesehen, die eine durchsichtige Haut haben, als im Fuß und Schwanz des Frosches, am Aal, am Krebs, an der Fledermaus und andern Thieren mehr.

Folglich ist es ausser Zweifel gesetzt, daß alles Blut vom Herzen aus in die kleinsten Schlagadern, von da in die kleinsten Blutadern übergehe, und dann zum Herzen zurückkomme; und dieser durch unläugbare Erfahrungen erprobte Satz des Kreislaufs unsers Bluts ist zum Range einer medicinischen Wahrheit erhoben worden.



Medicinische
Unterhaltungen.

Vierzehntes Stück.

Von der Freude.

Wenn wir uns bewust sind, daß uns etwas Gutes widerfährt, oder voraus sehen, daß es uns widerfahhen wird, so erhalten wir eine angenehme Empfindung, die wir Freude nennen. Diese Gemüthsbewegung gehört zu denen, die schnell wirken, und ist mit Bewegungen im Körper verbunden, die nach der Anlage des Körpers, den sie befällt, und nach dem Grade von Anlaß, bald heftig, bald nur gering sind.

Vielleicht giebt es Menschen, finstre von der Natur verwahrlosete Köpfe, die das Gefühl der Freude in ihre unempfänglichen Herzen nie aufnahmen, und die nun wissen wollen, was Freude eigentlich sei? Für diese Leute muß man bitten, würde Frau von Sevigne sagen, denn freilich, wer die Freude niemals empfunden hat, wird auch nie begreifen können, daß auf irgend einen Anlaß in der Welt, auf irgend eine oder mehrere angenehme Vorstellungen, die die Seele erhascht, diese Ver-

ändrung in ihren Begierden und Wünschen entstehen könne.

Indessen ist wohl nicht leicht ein Mensch, dessen Blut nicht in eine stärkere Wallung gerathen, dessen Antlitz sich nicht röthen, dessen Augen nicht den Glanz des Vergnügens aufnehmen, dessen empfindliche Fiber nicht in angenehme Schwingungen gerathen, dessen Seele im Bewußtseyn des Besitzes einer geliebten Vorstellung, nicht das ganze glückliche Loos der Menschheit, im Genuß einer reinen und unschuldigen Freude, fühlen, oder gefühlt haben sollte. In der That, ich sag es noch einmal, wer mit so viel Organen versehen, in welche Anlässe der Freude Eingang finden können, mit so viel wahren und eingebildeten Ursachen zum Vergnügen umgeben, wirklich aus dem Becher der Freude auch keinen Zug thut, keinen Trunk zur Erquickung und Stärkung auf den Weg des Lebens nimmt, der will nur nicht, und für den Unglücklichen muß man Gott bitten.

Da stehn freilich zu beiden Seiten an unserm Wege die vielweisen Herrn, die einen jeden Anlaß erst auf die Waage legen, und ihn gegen ein eingebildetes willkührlich angenommenes Gewicht von so genannten Grundsätzen des Wahren abwägen wollen, die uns schlechterdings die Erlaubniß versagen wollen, auch in unserm Wahn uns glücklich zu finden, und doch

Wer grübe sich nicht selbst sein Grab,
Und würfe froh des Lebens Bürd' hinab,
Wenn süsser Wahn nicht wäre!

Nehmt ihm den Wahn — den Wahn der Ehre!
Sein Ruhm sei Rauch,
Die Freundschaft Lüge;
Auch Doris, Doris trüge,
Sie täusch' ihn auch!

Wer grübe sich nicht selbst sein Grab,
Und würfe froh des Lebens Bürd' hinab,
Wenn süsser Wahn nicht wäre!

sagt ein neuer Dichter, und er hat Recht. Jedoch heute hatte ich beschlossen, mit meinen Lesern nur einige der vornehmsten körperlichen Erscheinungen durchzugehen, die die Freude in unserm Körper erzeugen kann, da wir vielleicht ein andres mahl von den vielen physischen Ursachen zum Vergnügen, und von den medicinischen Mitteln, uns in dem angenehmen Zustande einer sanften und heitern Freude zu erhalten, reden; ein Gegenstand, der eines Arztes nicht so unwürdig ist.

Wir machen mit einer gewaltsamen und ungestümen Freude den Anfang. Die Freude gehört überhaupt zu denen Gemüthsbewegungen, wie ich vorhin sagte, die die Bewegung anfachen, und sie kann daher, in sehr hohem Grade veranlaßt, alle Folgen einer übermässigen Bewegung haben. Und sie hat sie gehabt. Sophokles ward in seinem

hohen Alter für wahnwitzig erklärt, um diese Verläumdung zu widerlegen, verfertigte er ein Trauerspiel, das von seinen Landsleuten mit dem stärksten Beyfall aufgenommen ward, allein der Erfolg für ihn war so traurig, daß er vor Freude starb. Man hat an dem Könige von Sizilien Dionis, an dem Lazedämonier Chilon, der seinen Sohn in den olympischen Spielen als Ueberwinder umfangen wollte, an verschiedenen römischen Müttern, am Markus Juventius Thalna, dem die Hoffnung eines Triumphs gemacht ward, am Fouquet, da er seine Freiheit wieder erhielt, an der Nichte des Herrn von Leibnitz beim Anblick seiner Dukaten, die sie in der Erbschaft eines Weltweisen nicht erwartet hatte, Beispiele, daß die Freude plötzlich tödtlich geworden; am Zeuxis aber, der sich über ein Gemälde, und am Philemon, der sich über seinen Esel zu Tode lachte, vom tödtlichen Erfolg dieses Zeichens der Freude.

Die Wirkungen der Freude sind eine Verstärkung aller Bewegungen des Leibes. Zuerst nimmt das Herz an dieser Bewegung Theil. Es schlägt stärker und geschwinder, der Puls hebt sich mit mehrerer Heftigkeit, die Schläge sind feuriger, stärker und munterer. Die Säfte müssen nothwendig in eben dem Verhältniß schneller fortströmen, und von diesem geschwinden Umlauf erfolgt dann nicht nur ein geschwinderes, und so zu sagen jagendes

gendes Athemholen, sondern die Haut färbt sich auch mit einer glühenden Röthe, der Körper geräth in eine stärkere Wärme.

Die zweite Wirkung ist auf die fleischigten Theile. Ein betrübter, schwächlicher, kränklicher Mensch, der seine Glieder kaum rühren konnte, dem Arme und Beine durch ein schweres Gewicht von aller Bewegung zurückgehalten wurden, und nicht so viel Kräfte hatte, sich im Bette aufzurichten, wird, von einem freudigen Vorfall überrascht, auf einmal neue Kräfte bekommen, er wird munter, stark, so zu sagen begeistert; die belebenden Kräfte, die unthätig und ohne Bewegung, gleichsam in einem Winkel versteckt lagen, brechen wieder aus ihrem Kerker hervor, in ihrem Gefolge ist Leben und Thätigkeit. Das Gefühl, das erstorben war, kehrt wieder zurück, er wird zur Bewegung fähig.

Diese verstärkte Kraft des Tons unsrer festen Theile scheint sich bey der Freude über den ganzen Körper zu erstrecken. Im Herzen und im Schlagadersystem äussert sie sich durch schnellere und lebhaftere Schläge, und in allen und jeden fleischigten Theilen, die nur irgend der Zusammenziehung fähig sind, durch die Munterkeit und Wirksamkeit, die sie den Verrichtungen ertheilt. Die erste Wirkung der Freude also geschieht aufs Herz, welches sie überfällt, nach und nach nehmen dann die übrigen Geschäfte Antheil. Indessen

sen wollen wir einmal die Wirkungen, die sie durch die Verstärkung des Kreislaufs hervorbringt, zu untersuchen fortfahren. Je weiter sich die Gefässe vom Herzen entfernen, je kleiner ist die Blutwelle, die herbeygeführt wird, je verminderter die vom Herzen dem Blut ursprünglich ertheilte Bewegungskraft. So geht nun jeder Theil des Bluts in die ihm bestimmten Wege. Die Gefässe, deren Durchmesser nur noch Eine Blutkugel durchlassen kann, erhalten nicht mehr, als dieses Eine, und diejenigen, die für alles rothe Blut überhaupt nicht mehr Raum genug haben, erhalten, im natürlichen Zustande, gar nur das Flieswasser. Allein nun kömmt die Freude, verstärkt die Bewegung des Bluts um mehrere Grade, und steigt schnell von dem gewöhnlichen Grade der Kraft bis zu diesem ungewöhnlichen hinauf. Der Stoß theilt sich bis in den letzten Punkt der Peripherie mit, das Verhältniß des Grades bleibt, wo soll die gedrängte und gepreßte Welle nun hin? Sie geht überall hin, wo sie offenen Weg findet, und beide Arten von Gefässen, die ich beschrieben, werden ihrer Natur und Absicht zuwider angefüllt, und so können Stockungen, Entzündung, Schmerzen, Röthe, entstehen, und entstehen wirklich, wie wir aus vielfachen Erfahrungen wissen.

Ich

Ich will einige Fälle anführen, wo sich diese Wirkungen der Freude offenbarten. Eine Wittwe, die ein einziges Kind hatte, und dieses Kind mit der ganzen Zärtlichkeit liebte, die sich bei andern Müttern durch die Menge der Kinder vertheilt, hatte es auf einige Tage von sich gegeben. Unter dieser Zeit hatte sie ihren Liebling nicht gesehen; allein länger ertrug ihr Herz diese blutige Trennung nicht, sie eilte an einem Tage, es zu sehen, — zu sehen, zu umarmen, es zu liebkosen, von ihm geliebkoset zu sein. Sie hat einen ganzen langen Weg hindurch Zeit, sich die ganze Szene in Gedanken vorzustellen, ihre Einbildungskraft ermangelt auch nicht, ihr einen jeden ihrem Herzen so fühlbaren Umstand abzubilden. Nun kommt sie, nun hört sie, nun sieht sie — in einer grössern Gesellschaft — ihr Kind — Aber wo sind ihre Augen, ihre Ohren, ihre Aufmerksamkeit? Der geliebte, gesuchte Begriff hat sich ihrer ganzen Seele bemeistert, sie hat, was sie so sehnlich wünschte, sie hält es fest in ihren Armen, das ersehnte Gut. — Taub für alles übrige, blind für alles übrige, ist sie mit ihrem Kinde — im Zirkel einer Gesellschaft von Freunden — dennoch allein, und in diesem Augenblick, der sich nicht beschreiben läßt, weiß sie nicht, daß es ausser ihr und ihrem Kinde noch andre existirende Dinge giebt. Sie selbst ist mit einer Röthe überzogen, ihre

Zunge stammelt, sie spricht nur gebrochene Worte, das Athemhohlen folgt schnell und kurz auf einander — ihre Augen funkeln.

Nun ein andrer Fall. Ein junger Mensch, mehr mit denjenigen Gaben des Glücks ausgerüstet, die das Vorurtheil nicht achtet, als mit denen, auf die die Welt allen Werth zu legen pflegt, liebt ein Mädchen, das ihn wieder liebt, und ihm versagt wird. Trauriger Zustand für beide! er äussert sich mit allen Folgen des verliebten Kummers im jungen Menschen, und der Schwärmerei im Mädchen. Er hat sich von einem Lande entfernt, in welchem das Glück ihm so übel wollte, und liegt schmachtend, mit dem Gedancken an den Gegenstand seiner Liebe allein beschäftigt, auf einem einsamen Lager. Und nun, da sein Gram die höchste Stuffe erreicht zu haben scheint, tritt des Mädchens Vater in sein Zimmer, führt das Mädchen an der Hand, und übergiebt sie ihm mit seinem väterlichen Seegen. Wie wird ihm? die ganze Macht der Freude fällt auf sein Herz, es wird ihm enge in seiner Brust, das Herz steht, stockt, er wird blaß, er kann sich nicht halten, noch streckt er seine beiden Arme aus sie zu umarmen, allein die Kräfte versagen ihm, er sinkt ohnmächtig nieder.

Ein Geiziger beerbt endlich, nach vielem Harren, einen Verwandten, er findet unter dem

dem Bette, was er gar nicht erwartet hatte, eine Menge Gold. Was entsteht? Seine Freude wird Erstaunen, er wird starr wie eine Bildsäule, die Zunge klebt ihm am Gaumen, sein Puls stockt, sein Antlitz erblaßt, sein Blick heftet sich starr auf das gefundene Geld.

Wenn man in grosser Freude etwas erzählt, so ist der Athem kurz, die Rede fällt uns schwer, es ist, als ob wir durch starkes Laufen ausser Athem gekommen wären. Dis ist ein Beweis, daß bei der Freude die Lunge angefüllt sein müsse, und ist dieses, so muß das Blut einen Widerstand finden, und im Herzen endlich zurück bleiben. Es entsteht ein Herzklopfen. Selbst Thränen brechen in der Freude aus, und es ist nichts seltenes, daß man im Anfall einer starken Freude vor Vergnügen weint, oder nicht schlafen kann. Der Schlaf setzt einen ermüdeten Einfluß der Lebensgeister, und eine beinah allgemeine Ruhe der Verrichtungen voraus, und da die Freude ihren innerlichen Folgen nach alle Bewegungen verstärkt, so ist es kein Wunder, daß die Freude so wenig wie der Gram den Schlaf zuläßt, und Young hat daher Unrecht, wenn er dem guten Schlaf vorwirft, er sei wie die Welt, und halte es nur mit den Glücklichen, die Unglücklichen hingegen besuche er nicht.

Es ist hinreichend, wenn man zur Erklärung aller Erscheinungen, die ein jeder Grad der Freude hervorbringt, diese verstärkte Bewegung zum Grunde legt, weil sich aus ihr alles, und selbst, wovon wir im Anfange Beispiele angeführt haben, der erfolgte Tod herleiten läßt.

So schädlich eine übertriebne, und aus ihren Schranken gehende Freude ist, so nützlich ist sie, wenn sie in ihren Gränzen bleibt. Salomo sagt, ein Weiser lächelt ein wenig, aber ein Narr lacht über laut. Was der weise Mann vom Zeichen der Freude, dem Lachen sagt, gilt von der Freude selbst. Mancher sucht freilich darin noch dazu eine Art von Ruhm, wenn er nur seine wahre Bewegung unterdrückt, und alsdenn ist es Grimasse; aber weise ist doch wirklich derjenige, der seine Freude nicht über geringschätzige Dinge äussert. Es giebt eine Art des Wahnsinns, die sich durch vieles Lachen ankündigt, und dessen Anfälle mit einem entsetzlichen Gelächter begleitet sind, wozu kein Grund gegeben worden.

Man hat Beispiele, daß durch eine unerwartete Freude langwierige Krankheiten sehr glücklich sind gehoben worden. Daran ist nichts wunderbares. Eine fröhliche und heitere Gemüthsfassung erhält den ganzen Körper in Munterkeit und Stärke, und befördert den Umlauff des Bluts. Daher ist sie besonders

ders denjenigen zuträglich, die durch Alter, Krankheit, oder andere Ursachen entkräftet worden, bei denen der Puls nicht die gehö- rige und nöthige Stärke hat, und die Säfte nur langsam umlaufen.. Ich will es auch gerne glauben, was ein bekannter prakti- scher Schriftsteller erzählet, daß jemand von einem sehr hartnäckigen viertägigen Fieber, durch eine grosse Freude, geheilt worden. Allein diese Gemüthsbewegung ist wie jede andere gewiß auch da sehr schädlich, wo der Körper ohnehin schon sehr reizbar ist, leicht in Krämpfe verfällt, und eben so leicht in Wallung geräth. Man hat daher Fälle angemerkt, daß auf eine gar zu heftige Freude ein starkes Nasenbluten und selbst hitzige Fie- ber erfolgt sind. — —

Freund der Natur und deines eignen Glücks,
Dein weit umfassend Herz bereite deine Schätze,
Geniesse das Geschenk des nahen Augenblicks,
Geniessen, was du hast, sey einzig dein Gesetze.
O! des Bewustseins, daß du wahre Freuden,

Ergiebig, ungekränkt, mit Sinn und Seele nahmst,
Und sie zum reichlichen Ersatz geringer Leiden
In dein dir zugemeßnes Loos bekamst.

* * *

Beschluß der Gedanken über die Abhängigkeit der Geistes-Vermögen vom Körper. S. das 9te und 10te Stück.

Allein, eben das, was Klima, Nahrungsmittel, und eine wirklich im Körper vorhandene Krankheitsursache thun, wird in jedem Menschen beinahe noch täglich durch Umstände bewirkt, die, wenn wir sie in ihre Ursachen auflösen, ebenfalls auf einen besondern, bald lebhaftern, bald verhinderten Umlauf des Bluts und der Lebensgeister, zurückkommen; nemlich, daß sie uns zu Handlungen bestimmen, zu denen wir uns ohne diese Umstände nicht geneigt gefunden hätten. Wir wollen einige so gepriesene Tugenden, und einige eben so verschrieene Laster nehmen, um dies zu beweisen. So Keuschheit und Unkeuschheit. Jener Mönch, der unter seiner härnen Kutte nie in seinem Leben empfand, daß er ein Mann, und von der Natur für eine Hälfte, die er sich suchen müsse, ausgesteuert sei, dessen angebohrnes Gefühl für Schönheit sich nie, auch in keinem Liede an Madonna, ergossen, oder dessen natürliche Wollust nie das Gewand, der geistigen Liebe zur Braut seiner Seele, angenommen hatte; der das Gelübde, nie ein Weib zu erkennen, aufs strengste hält, und nicht einmal in Versuchung geräth, es zu bre-

brechen, so unangemessen und widerspre- chend es auch der menschlichen Natur ist; dieser durch die Unterdrückung eines nicht gekanten Feindes groß gewordene Held, die- ser Heilige, den eine ganze Kirche als ein Muster der Frömmigkeit darstellt, was ist er anders, als ein gemeiner Mensch, deren es ausser der Zelle eben so viele giebt, dessen unreizbare Fiber keiner Empfindung, und dessen durch seine Lebensart zähes, erdhaftes, träges und geistloses Blut keiner Aufwallung, keines veredelten Umlaufs fähig ist, der von Menschen entfernet, wiewohl in eine Men- schengestalt eingehüllt, kein Mensch ist? so wie ich eine Uhr, deren Räder nicht gehen, weil sie zerbrochen sind, keine Uhr mehr nen- nen kann. Halten wir den Unkeuschen da- gegen, so wird der Ueberfluß eines geistigen und anfachenden Bluts, bei einem empfäng- lichen Nervensystem die Ursach sein, warum dieser dagegen keinem Gegenstand, der ihn zur Wohllust einladet, widerstehet, und sich selbst dann noch in ein Meer von Vergnügen stür- zen möchte, wenn er auch keine Kräfte zum Schwimmen mehr übrig hat, und augen- scheinlich unterzusinken Gefahr läuft.

Doch wir wollen auch zwei ebenfals ent- gegengesetzte Fälle nehmen, wo der Körper nicht so gerade der Anlaß zur Handlungs- bestimmung zu sein scheint, und es dennoch ist. Gestern kam mein Freund Damon zu

einen gewissen Herrn, dem er schon lange die Aufwartung macht, in der Hoffnung, daß er ihn besser versorgen soll, und in der That hatte mein armer Freund wohl einiges Recht daß man ihm seine Lage erleichterte, da er bei vieler Geschicklichkeit, und mehrern Kindern, nur ein nothdürftiges Auskommen hat. Der gedachte Herr nun, der ihn bisher immer mit den huldreichsten Versprechungen unterhalten hatte, ward gestern, da mein Freund nun endlich eine Gelegenheit zu haben glaubte, ihn an sein Wort erinnern zu können, so erbittert, daß er ihm nicht nur seine Verwendung wegen der Stelle abschlug, sondern auch noch, wie ein gerader und offner Mann, (denn gerad und offen, nennen sich doch diejenigen, die uns ihre Unhöflichkeit ins Gesicht, und nicht, was freilich noch ärger wäre, hinter unserm Rücken sagen,) erklärte, der gute Damon dürfe nur auf seine Verwendung weiter keine Rechnung machen. Eine Stunde nachher kam ein anderer Mann, der des gedachten Herrn Vielvermögenheit höhern Orts kannte, und bat um eben die Stelle für sich. Nein, sagte er, ich habe meine Verwendung zwar vor einer Stunde einem sehr verdienten Manne abgeschlagen, aber ich werde mich doch für ihn bemühen, da er es nöthiger hat, wie Sie, und Ihnen sicher an Fähigkeit nicht nachsteht. Woran lag die Schuld, daß derselbe

Mann

Mann, der vor einer Stunde so hart war, nach Verlauf derselben so edelmüthig handeln konnte? — Vor einer Stunde hatte er noch, da er eben vom Schlafe erwacht war, dunkele Vorstellungen aus einem beschwerlichen Morgentraum, in dem ihm mein Freund als sein ärgster Beleidiger vorgekommen war, zurückbehalten; diese Ideen verlohren sich, und wie die Lebensgeister anfingen, wirksamer zu werden, so zerstreucte sich die meinem Damon so gefährliche Gesinnung, und die alte Zuneigung für ihn gewann bald ihre Rechte wieder. Der gedachte Herr hat mir diesen Vorfall selbst erzählt.

Jetzt muß ich mit meinen Lesern eine kleine Wiederhohlung meiner ganzen Behandlung anstellen, und das soll in wenigen Sätzen geschehen, die wir als Resultate aus allem, was wir gesagt haben, ansehen können.

Fürs erste also kann man als eine völlig erwiesene Wahrheit annehmen, daß wir alle unsere Vorstellungen und Vorstellungsarten nicht ohne einen Körper haben würden.

Zweitens, daß für unsere Vorstellungen, und unsere besondere Weise, Vorstellungen zu vereinigen, auch gerade unsere Einrichtung von Sinnwerkzeugen zum Grunde liegen mußte.

Drittens, daß aber auch die Aufbewahrung aller erhaltenen Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, im Gehirnmark, nicht in der Seele geschehe.

Viertens, daß theils äussere Umstände, theils gewisse, von unserm Willen unabhängige Veränderungen, die in uns selbst vorgehen, uns alle Gedanken erzeugen, und zu allen Handlungen bestimmen.

Fünftens, daß mehrentheils, wer gesund ist, auch moralisch besser ist, als ein kränklicher Mensch.

Und endlich sechstens, daß daher die erste moralische Pflicht diese sei, daß wir uns gesund erhalten, und daß die Erzieher, deren Geschäft es ist, moralische Grundsätze einzuflössen, die Erhaltung und Beförderung der Gesundheit als das erste Mittel zu ihrem Endzweck gebrauchen sollten.



Medicinische Unterhaltungen.

Funfzehntes Stück.

Von der Magie überhaupt, und dem Kornelius Agrippa von Nettesheim insbesondere. (*)

In einem Briefe an den Abt und Doktor Johann Tritemius, der theils in der Sammlung seiner Briefe enthalten, theils auch seinem Werk über die unbekannte Philosophie, wie er den Unwissenden zu gefallen, die Magie einstweilen nennt, vorgedruckt ist, drückt sich Agrippa über diesen Gegenstand auf eine Art aus, daß ich diesen Brief nothwendig muß vorangehn lassen, wenn ich, wie ich hier Vorhabens bin, meinen Lesern diesen sonderbaren Mann; den sie als schönen Geist, Redner, Arzt, Rechtsgelehrten, Soldaten, und Gott weiß was mehr, nach Herrn Wielands Erzählung im Mer-

(*) Ich mache hiermit den Anfang, wie ich einmal aufgefordert worden, von der Magie und hermetischen Arzneikunde zu reden. Ich werde meinen Lesern erst einige Männer bekannt machen, und anderswo auf die Magie selbst zu reden kommen.

Merkur, kennen werden, hier auch von seiner schwärmerischen Seite als Liebhaber der verborgenen Wissenschaften auftreten lasse.

„Als ich mich das leztemahl, (sagt er in diesem Schreiben) mit Ihnen, mein ehrwürdiger Vater, in Ihrem Kloster eine Zeitlang unterredete, und wir von chymischen, magischen, kabbalistischen und andern dergleichen Dingen, die noch im Verborgenen liegen, gesprochen hatten, so kam doch besonders die Frage vor: Warum doch die Magie, welcher ehemals nach dem einmüthigen Urtheil aller Philosophen der erste Rang unter Künsten und Wissenschaften zugestanden ward, die von den Weisen und Priestern des Alterthums so hoch gehalten wurde, nachmals den heiligen Vätern der Kirche, gleich im Anfange ihrer Entstehung, so verhaßt, von den Theologen so verfolgt, durch kanonische Gesetze verdammt, und selbst durch alle weltliche Rechte verbannet worden? Ich habe nachher den Ursachen weiter nachgedacht, und da findet sich meiner Meinung nach, keine andre als diese. Die Zeiten waren nemlich immer schlimmer, die Menschen immer böser geworden, so, daß sich durch dies unglückliche Verhältniß allerlei unächte Philosophen, unter dem Namen von Magiern, der doch nur erdichtet war, einschlichen. Diese rafften aus verschiedenen irrlehrenden Sekten und falschen Religionsparteien, allerhand abscheu-

Medicinische Unterhaltungen.

Sechzehntes Stück.

Beschluß der Nachrichten, den Kornelius Agrippa von Nettesheim betreffend.

Die Magie begreift alles was da ist, nach der Magier Meinung, unter sich, und da sie nun alles was da ist, Welt nennen, davon aber eine dreifache Eintheilung annehmen, so handelt des Agrippa Schrift in einem besondern Theile von jeder dieser drei Welten. Wir wollen ihn wieder selbst hören. Es giebt, sagt er, eine dreifache Welt, die Elementalwelt, die himmlische, und die intellektuelle Welt. Der Untere wird von seinem Obern befehligt, und erhält den Einfluß seiner Kräfte, eben so, wie der höchste Werkmeister durch Engel, Himmelskörper, Gestirne, Elemente, Thiere, Pflanzen, Metalle, Steine, die Kräfte seiner Allmacht in den Menschen wirken läßt. Daher glauben die Magi, durch eben die Stufen, durch alle die einzelnen Welten hindurch, zum Bildner der Welt, dem Werkmeister des Alls, dem ersten Grunde, von welchem alles herrührt,

und aus dem alles seinen Ursprung nimmt, sich erheben, und aufschwingen zu können. Ja, wir können nicht nur diese Kräfte, die in den edlern Geschöpfen schon vorher liegen, benutzen, sondern auch ihre Kräfte zu jenen hinzufügen. Daher sucht die Arzneikunst und Naturlehre die Kräfte der Elementalwelt durch mannigfaltige Mischungen der natürlichen Dinge zu erforschen; die Astrologie und Mathematik (eine schöne Verbindung!) vereinigt damit die himmlischen Kräfte, vermöge der Strahlen und Ausflüsse der Himmelskörper; und beide erhalten endlich durch die Macht der verschiedenen Intelligenzen ihre wahre und dauerhafte Stütze.

Die Magie, sagt er dann, ist ein Inbegrif der tiefsten Geheimnisse; es besteht in den Untersuchungen der Natur, der Kraft, der Eigenschaft, der Wesen und der Tugenden der verborgensten Dinge, sie ist eine vollständige Kenntniß der ganzen Natur. Sie lehrt auf einer Seite die Verschiedenheiten, auf der andern die Harmonien der Dinge. Sie ist das äusserste Ziel der edelsten Philosophie. Sie zertheilt sich in höhere Naturlehre, höhere Mathematik, höhere Theologie.

Die höhere Naturlehre handelt von allen vier Elementen, von den Dingen die wir sehn und ihren verborgenen Eigenschaften, von ihren

ihren Neigungen, von der Macht der Gestirne, als des Saturns zum Beispiel, der Planeten, und denen ihnen untergeordneten Körpern, von Licht und Farben, von der Kraft der Rauchwerke, vom Salben, von Ringen, vom Wahrsagen aus den vier Elementen, von der Wiederkunft der Verstorbenen, von der Kraft der Worte und gewisser Zauberformeln, und so ferner.

Die höhere Mathematik beschäftigt sich mit Zahlen, Bildern und Maassen; von Charakteren, vom Looszieher, von der Weltseele, von der Zahl der himmlischen Seelen; von dem natürlichen Eindruck menschlicher Anrufungen, und von den Stufen, wodurch der menschliche Geist sich bis zur Welt der Intelligenzen hinaufschwingt, und sich zu einem eben so erhabnen und reinen Geist umbildet, als diese Wesen selber sind.

Die höhere Theologie ist diese letzte Stufe. Da wird gehandelt von den Gliedmaassen Gottes und ihrem Einfluß auf die unsrigen, von den höhern Intelligenzen selbst, von den Rechnungsarten, wodurch sie ausgefunden werden, von den verschiedenen Ständen und Klassen der Intelligenzen, von der Ekstase, vom prophetischen Schlaf. Sie lehrt, wie man sich zum Umgang mit diesen reinen Geistern anschicken soll, wie man fasten und keusch sein,

in der Stille leben, und seiner Gemüthsruhe überlassen sein muß. Sie trägt die religiösen Gebräuche vor, wodurch man jene Geister in seinen Umgang zieht, wie man sich räuchern und salben muß.

Wer sich nun bestrebt, diese erhabene Wissenschaften in seine Gewalt zu bringen, der muß erstlich in der gewöhnlichen Naturlehre (die neuen Söhne der Weisheit, als Ketmia Vere, Plummeök und andere behaupten das Gegentheil) bewandert sein, weil sie die Eigenschaften und Eigenthümlichkeit eines jeden Dinges lehrt. Er muß ein Meister in der gemeinen Grössenlehre sein, weil die höhere Kraft und Eigenthümlichkeit jeder Sache von den Aspekten und Figuren der Sterne abhängt. Endlich muß er gemeine theologische Gelehrsamkeit besitzen, weil sie die immaterielle Substanzen, die alles verspenden und austheilen, kennen lehret.

Agrippa hatte eine so starke Anhänglichkeit an die Magie, daß auch kein Zweig derselben ist, an den er nicht mit ganzer Seele geglaubt, und den er nicht aufs kräftigste empfohlen hätte. So ist auch die allgemeine Arzenei eins seiner Steckenpferde. Ein gewisser Doktor Dietrich von Cyrene, Archipräsul und Administrator zu Köln, hatte von ihm Vorschriften gegen die Pest verlangt. Er giebt

liche Gebräuche und abergläubische Gewohnheiten zusammen, ja sie nahmen aus der ortodoxen Kirche selbst schändlicher Weise heilige Gebräuche, und wandten solche an, den Lauf der Natur zu stören, Menschen zu schaden, und Gott zu lästern; gaben auch viele verruchte und lästerliche Schriften ans Licht, die sich noch heut zu Tage herum treiben; und dadurch ward nun der ehrenvolle Name der Magie, ein Titel für Diebstahl und Strassenraub. Diese Leute machten sich die Hoffnung, ihre Alfanzereien und die heiligen Arbeiten mit einander zu vereinigen, und verursachten dadurch, daß der ehemals so beliebte Nahme der Magie, allen ehrlichen Leuten zum Anstoß ward, und mans für ein Hauptverbrechen hielt, wenn es jemand wagte, sich durch Rede und That als einen Magus zu erkennen zu geben; hie oder da auf dem Lande eine wahnsinnige alte Sibylle ausgenommen, die sich für erfahren, und wie Apulejus sagt, für göttlich stark in der Magie ausgab, und sich rühmte, sie könnte den Himmel hernieder ziehn, die Erde in die Höhe bewegen, die Flüsse austrocknen, Berge in Seen verwandeln, Todte erwecken, Götter vom Himmel laden, den Tag verdunkeln, und die Nacht ja die Hölle selbst mit Licht erfüllen. Oder sie könne, wie Virgil sagt, durch ihre Bezauberung jedes Gemüth seiner Sorgen entledigen oder mit Kummer beschweren, die Flüsse

in ihrem Lauf aufhalten, den Lauf der Sterne verändern, die Geister der Nacht herauf fodern, die Erde unter ihren Füssen erzittern, und die Bäume auf den Bergen tanzen machen. Eben dergleichen führt Lukan von seiner thessalischen Zauberinn, und Homer von der Allgewalt der Circe an. Allein ihre Meinungen sind so falsch, ihre Arbeiten so abergläubisch, ihr Verfahren so schädlich, daß man eine solche Kunst allerdings verabscheuen muß. Daher haben sie sich eben mit dem ehrenvollen Namen der Zauberei zu schützen gesucht. Aus dieser Ursach hab ich mich immer gewundert, ja so gar geärgert, daß noch niemand eine so erhabene und heilige Wissenschaft gegen die Anschuldigung von Gottlosigkeit vertheidigt, und sie rein und lauter gelehrt hat. Die neuern Schriftsteller die ich kenne, als Roger Bako, der Engeländer Robert, Peter von Apone, der teutsche Albrecht, Arnold von Villanova, Anselm von Parma, Pikatrix aus Spanien, und mehrere andre, die nicht einmal bekannt geworden sind, versprechen zwar die Magie zu lehren, allein es ist eitel Thorheit, so keinen Grund hat, lauter Aberglaube, und allen gutdenkenden Menschen ein Aergerniß, was sie lehren. Diese Betrachtung hat mich aufgemuntert, und ich bin, theils aus Ehrfurcht für die Magie, theils vor Verdruß, auf die Gedanken gerathen, selbst diese Philosophie

zu

zu lehren. Ich schmeichle mir, daß ich kein ganz tadelhaftes Werk liefern werde, weil ich von meinen gesetzten Jahren an immer auf die Bewirkung der wunderbaren und geheimnißvollen Erscheinungen sehr neugierig gewesen bin und geforscht habe in der Natur, wenn ich die uralte Magie und die Lehren aller Weisen aller Zeiten von den Irthümern, mit welchen sie angesteckt worden, gereinigt, mit ihren Gründen versehen, gegen die Vorwürfe der Verläumdung vertheidigte. Ich bin lange mit diesem Entwurf umgegangen, habe aber nie es wagen wollen, dieses Feld zu betreten. Nachdem wir aber letzt ein so ernstliches Gespräch über diese Materie hatten, so machte mir Ihre vorzügliche Erfahrung und Geschicklichkeit, und Ihr dringendes Zureden wieder einigen Muth. Ich habe also die Meinungen der glaubwürdigsten Philosophen ausgewählt, die Einleitung gereinigt, auf die Weise, der Kürze wegen, in diesen Tagen drei Bücher verfertigt, und solche von der geheimen Philosophie benannt, weil mir diese Benennung minder anstössig schien. Diese Schrift lege ich Ihnen nun zur Berichtigung und Beurtheilung vor. Finden Sie etwas darinn, das zur Schande der Natur, irgend einem Heiligen zur Beleidigung, oder zum Nachtheil der Religion ausgelegt werden könnte: so verzeihen Sie meinen Irthum. Wenn ich aber die Flecken der Bosheit glück-

lich ausgewischt habe, so nehmen Sie sich der Wahrheit an, und machen Sie es mit allen meinen Schriften, und besonders denn mit diesem neuen Werk von der Zauberei also, daß nichts, das frommen könnte, verborgen bleibe, daß aber auch nichts durchgehe, welches schädlich sein könnte. Ich hoffe, daß meine Schriften, wenn Sie sie geprüft und gebilligt haben, endlich würdig sein werden, unter glücklichen Umständen ans Licht zu treten, und das Urtheil der Nachwelt nicht scheuen zu dürfen. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen, und bitte für meine Kühnheit nochmals um Vergebung und Nachsicht.

Der Doktor antwortete dem Agrippa sofort auf folgende sehr verbindliche Weise:

„Das vortrefliche Werk, würdiger Agrippa, über die unbekannte Philosophie, das Sie mir durch den Ueberbringer dieses zur Prüfung überschickt haben, hat mir ein unglaubliches Vergnügen gemacht, und Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen solches bezeuge, da ich in keiner Sprache Worte finde es auszudrücken. Ich bewundere Ihre nicht gemeine Kenntniß und Einsicht, mit welcher Sie in so jungen Jahren, diese geheimen und verborgenen Dinge, die vielen gelehrten und redlichen Männern zu hoch waren, durchdrungen sind. Wie richtig ist alles, was Sie sagen, und wie schön haben

Sie

giebt ihm solche recht ausführlich und nach den Grundsätzen seiner Zeit sehr richtig. Er warnet vor Ueberladung und Hunger, vor Unthätigkeit und vor Leidenschaften; empfiehlt säuerliche Getränke und Arzeneien, Räuchern und was dergleichen mehr ist, zur Bewahrung vor der Ansteckung. Wann die Kranckheit aber schon ausgebrochen ist, soll man Zwiebeln, Mithridat, Pillen nehmen u. s. f. Endlich aber sagt er: er müsse doch noch bemerken, daß das letze und sicherste Mittel die adamische Erde sei, oder die erste Materie von unserer Schöpfung. Diese Erde allein sei eine Arzenei, die alle andern übertrift, wenn sie künstlich durchs Feuer bereitet, und durch gehöriges Auswaschen zu ihrer Einfachheit gebracht worden.

Eine andere Schimäre ist der Stein der Weisen, und die Kunst Gold zu machen. Er schreibt davon an den Augustinermönch und Magister der Philosophie, Aurelius ab Aqua pendente: „Wie viel Schriften giebt's „nicht von der unwiderstehlichen Macht der „Zauberkunst, von den wunderbaren Bildern „der Astrologie, und der Verwandlung der „Alchimisten, das heißt, von dem geseegne„ten Stein, mittelst dessen man alle Metalle „wie ein Midas, in Gold verwandeln kann. „Nimmt mans freilich nach den Worten, und

„arbeitet buchstäblich, so findet man es frei-
„lich alles vergeblich und thörigt. Und den-
„noch sagen und schreiben das so große und
„tiefforschende Philosophen, so heilige Män-
„ner, daß man ihren Unterricht unmöglich
„für falsch erklären kann. Ich würde glau-
„ben mich zu versündigen, wenn ich ihre
„Schriften für lügenhaft erklärte. Es liegt
„also ein anderer Sinn in ihren Lehren, als
„der buchstäbliche, und dieser Sinn ist frei-
„lich mit Geheimnissen umgeben, und bis itzt
„von keinem Meister erklärt worden. Ob man,
„ohne einen treuen und erfahrnen Lehrer, durch
„fleissiges Forschen, ihn herausbringen kann,
„zweifle ich, wenn man nicht mit besonderm
„göttlichen Licht erleuchtet worden. Aber
„das wird nur Wenigen zu Theil. Allein
„daran liegt's denn doch, daß viele so vergeb-
„lich arbeiten, weil sie bei ihrem Forschen in
„den geheimsten Verborgenheiten der Natur,
„sich an den blossen Buchstaben halten.
„Denn ihr unerleuchteter Geist entfernt sich
„von dem reinen Verstande, sie verfallen
„auf falsche Bilder, lassen sich von den Lo-
„ckungen der äussern Geister, denen Gewalt
„zu herschen gegeben ist, irre führen, und
„ohne sich zu kennen, gehen sie zurück, und
„suchen ausserhalb, was sie in sich selbst finden
„würden. Und das wollte ich hier eben sagen.
„In uns, in uns selbst liegt der Werkmeister
„aller

„aller der wunderbaren Wirkungen; der,
„was ein portentöser Mathematikus, ein
„prodigiöser Magus, und ein misgünstiger
„Achymist, oder ein arglistiger Nekromant
„auch dagegen sagen und versprechen mag,
„selbst zu unterscheiden und zu wirken weiß,
„aber ohne sich mit Verbrechen zu besudeln,
„ohne Gott zu beleidigen, ohne der Religion
„zu nahe zu treten. Dieser Werkmeister
„wohnt in uns, nicht in den Klüften der
„Erde, nicht in den Gestirnen des Himmels:
„der Geist, der in uns lebt und webt, der
„ist's, der es thut. Allein davon läßt sich
„nicht schreiben, sondern ein Geist theilt sich
„dem andern durch einige wenige heilige
„Worte mit."

In einem andern Briefe an denselben Mönch, sagt er weiter: „Der Schlüssel zu allen Geheimnissen ist des Menschen Verstand.
„Je erhabner die Tugend ist, zu der wirs bringen, desto sicherer kommen wir vorwärts.
„Allein unser Verstand wohnt in einem verweslichen Leibe, der sich nicht mit der göttlichen Tugend vereinigen läßt, denn wer sich
„nicht selbst verlohren hat, wie kann der Gott
„finden? Wie will der Kern Frucht tragen,
„wenn er nicht zuvor gestorben ist? Sterben muß also, sterben sag' ich, der Welt
„und dem Fleisch, und allen Sinnen, und dem

„ganzen thierischen Menschen, wer ins Heilig-
„thum kommen will. Zwar, der Körper
„trennt sich nicht von der Seele, sondern die
„Seele läßt ihren Leib zurück. Diesen Tod
„muß derjenige sterben, der Gott von An-
„gesicht schauen will. — Allein ich selbst,
„fährt er fort, gehöre nicht zu diesen Glück-
„lichen, und werde nie in die auserwählte
„Schaar kommen; denn ich bin Soldat,
„mit Menschenblut befleckt, hange dem Hofe
„an, klebe durch die Bande des Fleisches an
„einem Weibe das ich liebe, bin stündlich
„allen Widerwärtigkeiten des Glücks blos
„gestellt, werde von meinen Begierden, von
„der Welt, von häuslichen Sorgen umher
„getrieben, und habe diese erhabne Gabe von
„der Gottheit nicht zu erwarten. Ich bin
„ein Wegweiser, der andern das Thor zeigt,
„aber selbst an der Schwelle bleibet."

Freilich macht der ewige Streit, in dem er mit seinen Gläubigen lag, wohl nicht wahrscheinlich, daß er den Stein der Weisen besessen hätte.



Prü-

Sie es gesagt! Vorzüglich danke ich daher Ihrem zu gütigen Zutrauen in meine Kräfte. Möchte ich nur fähig sein, Ihnen meinen Dank, so wie ich mich verbunden fühle, abzutragen. Ihr Werk billige ich, es kann von den Gelehrten nie Lob genug erhalten. Fahren Sie fort, diese hohe Wissenschaft zu studiren, und lassen Sie Ihre treflichen Talente nicht ruhen, suchen Sie sich auch selbst immer mehr zu vervollkommen, um das Licht der wahren Weisheit, mit welchem Sie erfüllt sind, auch den Unwissenden anzuzünden. Durch Verläumder lassen Sie sich nicht von Ihren guten Werken abhalten, bleiben Sie bei der Auswahl des Bessern, denn wer wahrhaft gelehrt sein will, darf nicht zur Fahne eines einzigen Meisters schwören. Die Gottheit hat Sie mit einem viel umfassenden Genie begabt, gleichen Sie daher nicht den Lastthieren, sondern den Vögeln; bleiben Sie nicht beim besondern, sondern gehn Sie zum Allgemeinen hinauf. Je weniger Gegenstände uns unbekannt bleiben, je gelehrter sind wir. Ihr Genie aber ist fähig alles zu umfassen, es kann sich nicht mit wenigen und geringen Gegenständen begnügen, sondern es strebt, sich mit vielen und erhabenen Dingen zu beschäftigen. Nur eine Erinnerung halten Sie mir zu gut: Machen Sie den gewöhnlichen Menschen auch nur gewöhnliche Dinge bekannt,

höhere

höhere und erhabenere Gedanken aber bewahren Sie nur für wenige Freunde auf. Man muß einen jeden mit der Nahrung sättigen, die seiner Natur gemäß ist, und die er verarbeiten kann. Leben Sie wohl und glücklich, mein Freund! Bin ich im Stande Ihnen zu dienen, so schalten und walten Sie über mich. Um unsere Freundschaft immer enger zu knüpfen, schreiben Sie mir oft, und ich bitte, legen Sie Ihren Briefen allemal Ihre gelehrte Arbeiten bei u. s. f."

Das Werk nun, wovon hier die Rede ist, und welches dem guten Abt, der in dem Ruf einer tiefen Kenntniß in den verborgenen Wissenschaften stand, so wohl gefiel, hat nichts mehr und nichts weniger zur Absicht, als zu lehren, wie man den Grundsätzen der eigentlichen ächten Philosophen aller Zeitalter gemäß, die ganze Natur, und folglich auch die des Menschen umfassen, wie man in ihre innersten Verborgenheiten dringen, und sich wieder zum Herrn der Elemente machen kann, wie es unser gemeinschaftlicher Stammvater war. Laßt uns doch sehen, wie dieser unermeßliche Zweck erreicht werden soll.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)



Medicinische Unterhaltungen.

Eine Wochenschrift
für
Gesunde und Kranke.

Dessau,
in der Buchhandlung der Gelehrten 1782.

An den Buchbinder.

Der allgemeine, mit dem Verlagsort **Dessau** bemerkte Titel kommt mit der Zuschrift und Vorrede ganz zuerst; alsdann der erste Titel, mit **August und Herbstmond** bemerkt, und die dazu gehörigen 8 Stück; hierauf der zweite Titel, bemerkt mit: **zweiter und dritter Monat**, und die dazu gehörigen Stücke vom 9ten bis zum 16ten; endlich der Inhalt und das Verzeichniß der Druckfehler.

An

Herrn
D. Karl Friedrich Uden,

Königlich Preussischen Landphysikus der Altmark, und besoldeten Arzt der Stadt Stendal.

Das Lob des Sohns ist immer einiger Partheiligkeit verdächtig, ich enthalte mich daher alles dessen, was ich mit aller Aufrichtigkeit von Ihren seltenen, wiewohl stillen, und vielleicht oft verkannten Verdiensten um die Arzneikunst sagen würde, wenn ich Ihnen nicht so nah angehörte. Ich habe, als ich Ihre Beobachtungen bekannt machte, davon That-

sachen angeführt, und wo diese reden, da bedarf es ohnehin keiner Worte.

Daß ich aber Ihnen verdanke, was an meinen Bemühungen vielleicht Gutes ist; daß Sie mir den Werth der gründlichen Erkenntniß vor der schwankenden Kenntniß der grundlosen Erfahrung einleuchtend machten; daß Sie zuerst jenes praktische Gefühl in mir entwickelten, das mit der Theorie gleichen Werth hat; daß Sie also mein vorzüglichster Lehrer in der Kunst waren; daß Sie mich auf dem gefahrvollen Wege der angehenden Ausübung leiteten, anfänglich an einem sanften Bande, dann mit Ihren aufmerkenden Augen; daß Sie mich erst nach und nach mir selber überliessen, ohne mir doch meinen eigenen Gang unterdrückt zu haben, dafür gebührte Ihnen, wenn ich auch ein Fremder wäre, mein empfindungsvollster Dank.

Daß Sie mir aber, sobald sich meine Gemüthskräfte entwickelten, sobald ich zu bemerken anfing, immer in dem Lichte des

beß=

beßten und gütigsten Vaters erschienen; daß Sie meiner Ausbildung manche Stunde, die andre der Ruhe gegeben hätten, manche Bequemlichkeit, manche Vergnügung aufopferten; daß Sie mich, so lange es sein mußte, als der zärtlichste Vater, und dann, da ich aus dem Jünglingsalter trat, als der treueste Freund behandelten, dafür will ich Ihnen nicht mit Worten danken; nein, denn mein Herz, das Ihnen Belohnung vom Geber alles Guten, neue Quellen von Gesundheit und Leben auf Ihr sich immer mehr näherndes Alter, und Gefühl in Ihren Mitbürgern für die treuen Dienste, die Sie ihnen leisten, erfleht, ist zwar fähig zu empfinden, welche grosse Gabe der gütigen Gottheit ein treuer Vater ist, aber mein Mund zu schwach, diesem Gefühl Worte zu leihen.

Nehmen Sie, mein Vater, diese Schrift, die ich Ihnen öffentlich überreiche, als den reinsten Beweis an, daß mein Herz von kindlicher Liebe überfließt. Sie steht Ihnen

 ohne=

ohnehin wie eine jede meiner Bemühungen als Ihr Eigenthum zu. Denn wollte ich aussuchen, was Ihnen darin unwidersprechlich eigen ist, wie wenig würde alsdann vielleicht mein bleiben? Wenigstens das, daß ich ein Herz habe, welches gegen empfangene väterliche Wohlthaten nicht gefühllos ist.

Berlin, den 1ten März 1782.

Konr. Friedr. Uden.

Vor-

Vorrede.

Ich war, wie die Leser aus der, den zwei ersten Monaten, vorgedruckten Ankündigung ersehen werden, Willens, mich wöchentlich über gemeinnützige Gegenstände der Arzneikunst mit dem Publikum zu unterreden, und da ich mir vorsetzte, den Ton der guten Gesellschaft zu halten, so gab ich den Stücken den Namen medicinische Unterhaltungen.

Allein ich fand im Verfolg viel Schwierigkeiten, eine periodischen Schrift, die so genau an Wochen gebunden war, zu unterhalten; ich hatte mit so manchen Hindernissen zu kämpfen, die ich freilich nicht öffentlich sagen darf, die aber doch im Stande waren, mir die Fortsetzung dieser Bemühungen zu verleiden. Diese Schwierigkeiten waren örtlich; ich glaube besser zu thun, wenn ich von diesem Schauplatz abtrete, da, was doch nie in mein Herz gekommen ist und kommen wird, man mir Seitenblicke und Nebenabsichten Schuld zu geben geneigt gewesen ist, ohngeachtet ich weit entfernt bin, irgend ein Verdienst zu kränken.

Ich

Ich habe daher aus sechzehn einzelnen Unterhaltungen ein Ganzes gemacht, und geglaubt ein nicht unangenehmes Lesebuch für allerlei Stände, das sich auf medicinische Wahrheiten einschränken sollte, zu liefern. Mir steht es nicht zu, zu beurtheilen, wie weit diese meine Absicht erreicht sei. Was ich leisten wollte, finden die Leser in der Ankündigung, und ob ich das, da ich für gut gefunden habe mein Institut aufzugeben, zu leisten anfing, mögen gültige Richter entscheiden.

Im zehnten Stück sind einige Stellen, in denen unrichtig räsonnirt ist. Bei andrer Gelegenheit will ich sie verbessern, ich glaube schwerlich, daß die Leser es mir Dank wissen würden, wenn ich es hier thäte. Die Kritiker mögen ihnen diese Stellen anzeigen.

Ich wünsche, daß eben diese Richter meinen Gesichtspunkt, gemeinnützig zu sein, nicht verkennen mögen.



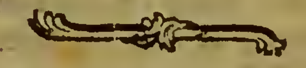
Inhalt.

Inhalt.

Erster und zweiter Monat (August und Herbstmond.)

Drit=

Dritter und vierter Monat. (Oktober und November.)



Medi-

Prüfung am Abend,
oder
die tägliche Rechnung.

Senke dich auf müde Augenlieder,
Sanfter Schlummer allgemach hernieder!
Schliesse meiner Freunde Augen zu,
Wiege, die ich lieb', in süsse Ruh.

Nur von meinem Aug', o Schlummer, fliehe;
Bis ich dieses Tages Rechnung ziehe.
Denn es schliesse nimmer sich ein Tag
Meines Lebens ohne den Belag.

Hab ich, — ein Gedanke der mich quälet! —
Hab ich heute wissentlich gefehlet?
Unterließ ich, auf verkehrten Rath,
Troz dem Anlaß, eine gute That?

Ging der Arme leer vor mir vorüber?
Hatt' ich, was ich missen konnte, lieber?
Lieh ich seinen Klagen nicht mein Ohr?
Zog ich ihnen Ruf der Freude vor?

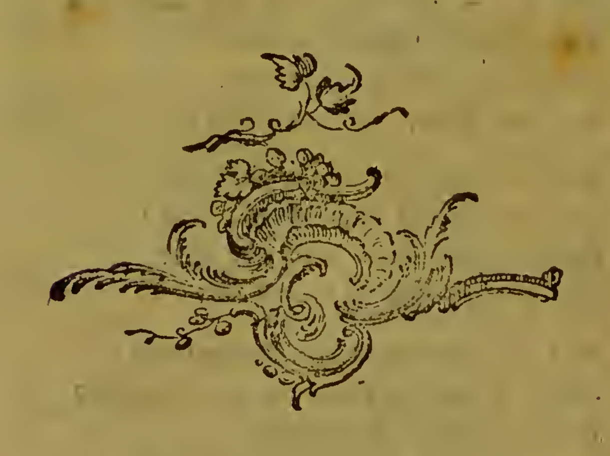
Mied ich nicht der Thorheit Lockungsneze?
Horcht' ich auf des Afterwizes faul Geschwäze?
Gab ich Spöttern der Religion
Beifall, den nur Tugend heischt, zum Lohn?

War ich eigennüzig? hab ich ohn Erbarmen
Minder froh gerathen dem erkrankten Armen?
Mit der Waif' und Wittwe Marke mich genährt? —
O, dann wär ich nicht des Schlummers Wohlthat werth! —

Gegen bösen Leumund Unschuld nicht vertheidigt?
Das Vertraun des Freundes nicht beleidigt?
Trieb mich wohl zum Tadel nicht des Hasses Sporn?
Sieht der späte Abend noch des Morgens Zorn?

Nein, wohl mir und meinen Ruhestunden,
Mein Gewissen hab ich rein erfunden!
Ob des Schlummers Bruder mich die Nacht erreicht,
Ist mein Herz doch rein, und mein Gewissen leicht.

Senke dich auf müde Augenlieder,
Sanfter Schlummer, senke dich hernieder!
Wiege, die ich lieb', in süsse Ruh,
Decke sanft auch meine Augen zu.



Verbesserungen.

Seite 19. Zeile 34. lies: Wenn sich in einer.

— 39. — 30. — Retif de la Tonne Bretonne.

— 48. — 19. deleatur)

— 54. muß zu Anfange der zwei ersten Absätze das „ weggestrichen werden.

— 66. — 15. lies bereitet.

— 77. — 8. — hätte.

— 77. — 20. — zudringlichen.

— 81. — 8. — sieht.

— 83. — 11. — Alexander von Tralles.

— 86. — 7. — Einflüsse.

— 91. — 20. — willig st. willig.

— 114. — 31. — Zellenhäuten.

— 120. — 34. — beschreiben.

— 131. — 30. — ungleich.

— 138. — 8. — Theil.

— 142. — 24. — tief st. tief.

ebend. — 25. — könnten st. könnte.

— 145. — 6. deleat. das, nach Körper.

— 147. — 9. lies Vordersätzen.

— 148. — 9. — Markbünde.

— 157. — 12. — gleichen.

ebend. — 32. — wollen.

— 169. — 12. — nicht st. auch.

